



Verena Wecker

Sprache und Identität im Kontext der
Migration schlesischer Aussiedler nach
Deutschland

SASI Heft 15, 2009

<http://noam.uni-muenster.de/SASI>

Inhalt

1	Einleitung.....	3
2	Migration, Sprache, Identität	7
2.1	Migration und Sprache.....	7
2.1.1	Formen der Migration	7
2.1.2	Migration und Mehrsprachigkeit	12
2.2	Sprache und Identität.....	15
2.2.1	Der Begriff der Identität.....	15
2.2.2	Sprache und soziale Identität	19
3	Oberschlesien im Spannungsfeld zwischen Deutschland und Polen.....	23
4	Empirische Analyse	25
4.1	Das narrative Interview als Forschungsmethode	27
4.2	Positionierungsanalyse.....	30
4.3	Analyse des ersten Interviews	34
4.3.1	Überblick über den Verlauf des Interviews	34
4.3.2	Analyse der sozialen Identität.....	35
4.3.3	Analyse des Verhältnisses zur Mehrsprachigkeit.....	44
4.3.4	Fazit.....	54
4.4	Analyse des zweiten Interviews	58
4.4.1	Überblick über den Verlauf des Interviews	58
4.4.2	Analyse der sozialen Identität.....	59
4.4.3	Analyse des Verhältnisses zur Mehrsprachigkeit.....	65
4.4.4	Fazit.....	75

4.5	Analyse des dritten Interviews.....	79
4.5.1	Überblick über den Verlauf des Interviews.....	79
4.5.2	Analyse der sozialen Identität.....	80
4.5.3	Analyse des Verhältnisses zur Mehrsprachigkeit.....	89
4.5.4	Fazit.....	95
5	Abschlussbetrachtung	97
6	Literaturverzeichnis.....	101

1 Einleitung

Im Zeitalter der Globalisierung ist die Migration zu einem Ereignis geworden, das immer mehr Menschen betrifft. So machen sich einige auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen und aus Gründen der Selbstverwirklichung freiwillig auf den Weg in ein neues Land, während andere durch Krieg oder Armut zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen werden. Im Zielland treffen die Migranten¹ notwendigerweise auf andere Menschen, mit denen sie sich austauschen, mit denen sie kommunizieren müssen – möglichst im Medium der Sprache. In den meisten Fällen ist die Sprache des Ziellandes jedoch eine andere als die des Herkunftslandes, so dass eine längerfristige Migration häufig, allerdings in ganz unterschiedlichem Ausmaße, zur Mehrsprachigkeit der Migranten führt.

Der Umgang der Migranten mit dieser neuen Sprachsituation fällt ganz unterschiedlich aus. Zwischen den beiden extremen Polen der völligen Aufgabe der Sprache des Herkunftslandes und der Verweigerung des Erlernens der Sprache des Aufnahmelandes liegen viele Zwischenstufen. Die Gründe für diese verschiedenen Verhaltensweisen sind sehr vielfältig und wirken komplex zusammen, wie z. B. GUGENBERGER in ihrem Aufsatz „Einflussfaktoren auf Migrantensprachen“ (2003) darstellt.

Es wird jedoch in der Forschung davon ausgegangen, dass die „Vorstellungen über gelungene Identitätsbildung“ (OPPENRIEDER/THURMAIR 2003: 48) einen wichtigen Einfluss auf den Umgang des Migranten mit mehreren Sprachen und mit der eigenen Mehrsprachigkeit nehmen. Da die Sprache einen sehr wichtigen Faktor für den Aufbau der sozialen (z. B. nationalen) Identität² darstellt, werden Migranten vor große Herausforderungen gestellt, wenn sie sich im Zielland mit einer neuen Sprache konfrontiert sehen und prüfen müssen, wie sie diese neue Sprache und

¹ Aus Gründen besserer Lesbarkeit und Einfachheit wird in dieser Arbeit für Personenbezeichnungen immer das generische Maskulinum verwendet, es sei denn, es handelt sich bei den bezeichneten Personen ausschließlich um Frauen. Mit dem generischen Maskulinum wird demnach sowohl auf männliche als auch auf weibliche Personen verwiesen.

² Der Begriff der sozialen Identität wird in Kapitel 2.2.1 definiert.

damit die Möglichkeit der eigenen Mehrsprachigkeit für ihre soziale Identität verarbeiten können. In manchen Fällen wird diese Mehrsprachigkeit als identitätsstiftend, in anderen Fällen dagegen als identitätsbedrohend empfunden.

Aus diesem Grund ist das Verhältnis von Sprache bzw. Mehrsprachigkeit und Identität vor allem im Kontext von Migration ein interessantes und komplexes Forschungsgebiet der Linguistik.

In neueren Arbeiten der Migrationslinguistik werden vermehrt die sprachlichen Mischformen, die sich beim Zusammentreffen mehrerer Sprachen und Kulturen ausbilden, und deren identitäre Dimensionen untersucht (vgl. z. B. ERFURT 2003; HINNENKAMP/MENG 2005; KEIM 2007). ERFURT fordert, es solle

nicht schlechthin Sprachkontakt nach dem Muster von Entlehnung und Interferenz untersucht bzw. klassifiziert [werden], sondern die Nutzung mehrsprachlicher Ressourcen im sprachlichen Handeln der Sprecher, die diskursiven Kategorisierungsprozesse wie auch die symbolischen und identitären Dimensionen von Mehrsprachigkeit in den Vordergrund treten (ERFURT 2003: 18).

Diese symbolischen und identitären Dimensionen von Mehrsprachigkeit sollen auch in dieser Arbeit im Mittelpunkt stehen und an dem Beispiel dreier nach Deutschland immigrierter schlesischer Aussiedlerinnen untersucht werden.

Die Aussiedlermigration von Schlesien nach Deutschland stellt einen speziellen Fall der Migration dar, da sich viele Aussiedler aufgrund der besonderen Geschichte der Region Schlesiens (vgl. Kapitel 3) bereits vor ihrer Migration als Deutsche identifizieren. Auch die Einwanderungsprozedur nach Deutschland verlangt von den schlesischen Aussiedlern die absolute Identifikation als Deutsche (vgl. REITEMEIER 2006: 451). „Anders als bei Ausländern steht [Aussiedlern] in der Marginalitätsposition die nationale Zugehörigkeitskonzeption als Identitätsressource zur Verfügung“ (REITEMEIER 2006: 403) und tatsächlich ist „[e]ine starke Selbstidentifikation als Deutscher [...] vor allem zum Zeitpunkt des Ankommens sehr ausgeprägt“ (REITEMEIER 2006: 453). Doch können sich die zugewanderten Schlesier in Deutschland tatsächlich problemlos als Deutsche identifizieren?

Da die meisten Aussiedler die deutsche Sprache wie andere Migranten auch im Erwachsenenalter als Fremdsprache erlernen müssen, wird auch für sie der Umgang mit dieser migrationsbedingten Mehrsprachigkeit zu einem wichtigen Thema und es stellt sich die Frage: Wie gehen die Aussiedler damit um, dass sie als Deutsche die

deutsche Sprache nicht auf muttersprachlichem Niveau beherrschen, sondern als mehrsprachige Individuen Deutsch erst als Zweit- oder Drittsprache erlernt haben? Durch die gerade in westlichen Gesellschaften vorherrschende Annahme, dass Nationalität, Ethnie und Sprache unausweichlich miteinander verbunden sind, mutet der Gedanke, jemand sei Deutscher, beherrsche die deutsche Sprache aber nicht bzw. nur fehlerhaft, seltsam an. Gerade in Fällen der Aussiedlermigration, in der der wie selbstverständlich angenommene Zusammenhang zwischen Sprache und Nationalität also eben nicht selbstverständlich ist, stellt sich deshalb die Frage, wie die Vorstellungen der sozialen Identität und das Verhältnis zur Mehrsprachigkeit miteinander zusammen- bzw. voneinander abhängen. Kann man sich als Deutscher identifizieren und gleichzeitig ein positives Verhältnis zu seiner Mehrsprachigkeit haben, die sich eben darin niederschlägt, dass die deutsche Sprache nicht auf muttersprachlichem Niveau beherrscht, sondern mit einem fremdländischen Akzent gesprochen wird? Oder ist ein positives Verhältnis zur Mehrsprachigkeit, ein gelassener Umgang mit ihren Auswirkungen auf die deutsche Sprache nur dann möglich, wenn man seinen mehrkulturellen Hintergrund für seine soziale Identität verarbeitet hat und sich nicht nur als Deutscher, sondern als bi- oder plurikulturelle Person identifiziert?

Um diese Fragen und Zusammenhänge zu untersuchen, sind im Vorfeld dieser Arbeit drei narrative Interviews von je 20-30 Minuten Länge mit Aussiedlerinnen aus Oberschlesien, die zwischen 1979 und 1989 im Alter von 22 bis 35 Jahren aus Oberschlesien nach Deutschland immigriert sind, geführt worden.

Da sich der Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit auf die subjektiven Erfahrungsverarbeitungen, Einstellungen und Identifikationen von Individuen bezieht, kommt nur eine qualitative Forschungsmethode in Frage. Mit der Erhebung und Analyse narrativer Interviews ist es möglich, einen Einblick in die subjektive Wahrnehmung von Individuen zu erhalten, die individuelle Verarbeitung der Migration in Bezug auf die soziale Identifikation und die Bedeutung der neu erworbenen Mehrsprachigkeit nachzuvollziehen (vgl. Kapitel 4.1).

Die Analyse der Interviews erfolgt in zwei Schritten. Zunächst soll untersucht werden, welche soziale Identität die Erzählerinnen im Interview her- und darstellen.

Dazu wird betrachtet, wie sie sich im Laufe des Interviews zu den sozialen Gruppen der Deutschen und der Polen positionieren.

Im nächsten Schritt wird das Verhältnis der Erzählerinnen zu ihrer Mehrsprachigkeit untersucht, die sich vor allem in der nicht fehlerfreien Verwendung des Deutschen und in der Verwendung „gemischter“³ Sprachformen zeigt. Empfinden die Erzählerinnen ihre Mehrsprachigkeit als problemlos, sind sie stolz auf ihre Mehrsprachigkeit oder bereitet sie ihnen Probleme?

Es wird also einerseits analysiert, wie die interviewten Aussiedlerinnen ihren mehrkulturellen Hintergrund für ihre soziale Identität verarbeitet haben, ob sie sich tatsächlich als Deutsche identifizieren oder doch eher als Polinnen oder vielleicht sogar als beides zugleich. Andererseits wird untersucht, ob die Erzählerinnen ein unproblematisches oder ein eher schwieriges Verhältnis zu ihrer Mehrsprachigkeit haben.

Die Frage, die mithilfe dieser zweiteiligen Analyse beantwortet werden soll, ist also, ob unterschiedliche soziale (in diesem Falle nationale oder ethnische) Identifikationen mit unterschiedlichen Einstellungen zur eigenen Mehrsprachigkeit einhergehen, d. h. ob und wenn ja, wie sich die soziale (bzw. nationale) Identifikation der interviewten Aussiedlerinnen auf das Verhältnis zu ihrer migrationsbedingten Mehrsprachigkeit auswirkt.

Es geht in dieser Arbeit nicht darum, das tatsächliche Sprachverhalten der interviewten Aussiedlerinnen daraufhin zu untersuchen, welche Interferenzerscheinungen aus dem Polnischen sich im Sprechen der deutschen Sprache zeigen oder auf welchem Niveau die deutsche Sprache beherrscht wird. Es ist die subjektive Größe der Einstellung, des Verhältnisses der Erzählerinnen zu ihrer

³ Mit der Verwendung „gemischter“ Sprachformen ist hier zunächst allgemein die Verwendung zweier oder mehrerer Sprachen innerhalb eines Gesprächs gemeint, wobei die Sprachen nicht klar voneinander getrennt verwendet, sondern scheinbar regellos „vermischt“ werden. Eine genauere terminologische Bestimmung dieses Phänomens und die Definition der verschiedenen Vorkommen folgen in Kapitel 4.3.3 dieser Arbeit.

deutsch-polnischen bzw. schlesischen Mehrsprachigkeit, die in dieser Arbeit im Mittelpunkt steht.

Die Analyse der Interviews erfolgt mit Mitteln der linguistischen Narrationsanalyse, wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN sie ausführlich in ihrer Publikation von 2002 beschreiben. Eine besondere Rolle wird dabei der Positionierungsanalyse zukommen (vgl. Kapitel 4.2). Für jeden Analyseschritt werden mehrere relevante Interviewausschnitte detailliert analysiert. Dabei wurden die Interviewstellen so ausgewählt, dass sie exemplarisch für das gesamte Interview sind, d. h. die Analyseergebnisse dieser ausgewählten Stellen würden durch die Analyse weiterer Interviewausschnitte unterstützt, nicht widerlegt werden.

Bevor die Interviews im empirischen Hauptteil der Arbeit analysiert werden, sollen zunächst die theoretischen Hintergründe dargestellt und Begriffsdefinitionen zu dem Themenkomplex Sprache, Identität und Migration gegeben werden⁴. Auch die Geschichte der Region Oberschlesiens wird vor der Analyse der Interviews kurz dargestellt, damit das für das Verständnis der in den Interviews angesprochenen Umstände nötige Hintergrundwissen vorhanden ist.

2 Migration, Sprache, Identität

2.1 Migration und Sprache

2.1.1 Formen der Migration

Migration ist ein „außerordentlich heterogenes Phänomen“ (STÖLTING-RICHERT 1988: 1564) und, wie GUGENBERGER betont, Gegenstand der „unterschiedlichsten Wissenschaftsdisziplinen, die – jeweils aus ihrer Perspektive – die verschiedenen

⁴ Aufgrund des begrenzten Umfangs der Arbeit und dem Schwerpunkt auf der empirischen Analyse kann dieser Überblick keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben und wird sich auf die für die Fragestellung dieser Arbeit wichtigen Zusammenhänge beschränken.

Dimensionen der Thematik, etwa die politischen, wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen, kulturellen oder psychischen, ins Zentrum ihres Interesses stellen“ (GUGENBERGER 2003: 37). Entsprechend unterschiedlich fallen die einzelnen Definitionen des Begriffs aus⁵.

Zur genaueren Bestimmung der in dieser Arbeit behandelten Migrationsform innerhalb der heterogenen Menge an Migrationsvorkommen möchte ich mich an die Unterscheidung von EHLICH (1996) halten, der vier Arten von Migration differenziert. Erstens wird die „nomadische Migration“ genannt (EHLICH 1996: 184), zu der das klassische Nomadentum gehört, das sich durch „*Transmigration* innerhalb eines durch geographische Bedingungen strukturierten mehr oder weniger regelmäßigen Wanderzyklus“ auszeichnet (ebd.; Hervorhebung im Original). Als zweite Kategorie führt EHLICH das Pilgertum und den Tourismus an. Im Gegensatz zur Kategorie des Nomadentums sind diese Formen der Migration kein „iteratives und regelmäßiges Geschehen“ (ebd.), sondern „Formen *kasueller* Migration“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Die dritte Kategorie bildet die politisch bedingte Migration. Diese unterscheidet sich von den beiden anderen Kategorien vor allem dadurch, dass sie keinen „prinzipiell friedlichen Charakter“ (EHLICH 1996: 185) besitzt. Zu diesem Migrationstyp gehören die Exilierung oder Verbannung von Individuen, denen ihr „Zugehörigkeitsrecht [zur Nation] von der Regierung bzw. der Bevölkerungsmehrheit abgesprochen wird“ (ebd.), aber auch die Flucht des Individuums, um „den Gefahren der Mitgliedschaftsaberkennung zu entgehen“ (ebd.). Die zahlreichen Migrationsbewegungen, die im Zuge von kriegerischen Auseinandersetzungen und Kolonialisierungen stattfanden und -finden, zählen ebenfalls zu dieser Kategorie. Die vierte und letzte Kategorie, die EHLICH aufstellt, ist die „ökonomisch bedingte Migration“ (EHLICH 1996: 187). Zu dieser Migrationsform zählen Wanderungsbewegungen, die aus dem Motiv der „Aussicht auf ein `besseres Leben“ (ebd.) heraus entstehen. Heute geschieht dies oft vor allem aus arbeitsbedingten Gründen. Dazu gehören sowohl die Binnenmigration, die

⁵ Vgl. z. B. HOFFMANN-NOWOTNY 1970.

„innerhalb der Grenzen der Nationalstaaten“ (EHLICH 1996: 188) stattfindet, als auch Migrationen, bei denen diese Staatsgrenzen überschritten werden.

In dieser Arbeit spielen die beiden erstgenannten Migrationstypen, die nomadische Migration sowie der Tourismus und das Pilgertum, keine Rolle. Die Migrationen, die meine drei Interviewpartnerinnen erlebt haben, lassen sich in die von EHLICH aufgestellten Kategorien der politisch und der ökonomisch bedingten Migration einordnen, eine klare Trennlinie ist in diesen Fällen nicht zu ziehen. EHLICH selbst stellt fest: „Selbstverständlich geht es bei der politisch bedingten Migration weithin um ökonomische Fragen und ihre Grundlagen“ (EHLICH 1996: 187). Gemeinsam ist diesen beiden Migrationstypen, dass die Gruppenmitgliedschaft sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland für die Migration eine zentrale Rolle spielt und oft in Frage gestellt wird. EHLICH betont, dass der Ausschluss einer Person aus der Herkunftsgesellschaft deren selbstinitiierte oder erzwungene Migration, also Flucht oder Vertreibung zur Folge haben kann (vgl. EHLICH 1996: 185). Da diese Formen der Migration dazu führen, dass der Migrant über einen, im Vergleich beispielsweise zur touristischen Migration, langen Zeitraum hinweg in der Aufnahmegesellschaft lebt, ist auch im Aufnahmeland die Aufnahme in oder der Ausschluss aus der Gesellschaft für den Migranten von großer lebensgeschichtlicher Bedeutung. Um die Auswirkungen dieser Wanderung auf die Gruppenzugehörigkeit der Migranten hervorzuheben, können diese Migrationsformen abschließend am besten mit KREFELD zusammengefasst werden als „spezifische Erscheinungsform der Mobilität, [...] die eine grundlegende räumliche Neuorientierung der Lebenswelt mit sich bring[t]“ (KREFELD 2004: 12), wobei sich die Lebenswelt „um zwei Pole organisiert, nämlich um die Sicherung des Lebensunterhalts (durch Arbeit) und um das *social network*“ (ebd.; Hervorhebung im Original).

Die Entstehung und Ausbildung der Nationalstaaten im 19. und 20. Jahrhundert hat in erheblichem Maße zu der hohen Bedeutung der ethnischen, nationalen und kulturellen Gruppenzugehörigkeit in der Migration beigetragen, wie auch MIDELL/MIDELL (1998) betonen:

[D]ie Nationalstaaten [setzen] im späteren 19. Jahrhundert ihr Interesse auf Identifikation der eigenen und der anderen Bürger durch. Indem sie ihre jeweiligen Staatsbürger definieren und 'verkarten', erhebt sich auf der anderen Seite auch das

Modell des Fremden schlechthin, nämlich des Ausländers, der seinerseits nationalstaatlich konstruiert ist (MIDELL/MIDELL 1998: 18, zitiert nach ERFURT 2003: 15).

Auch EHLICH weist darauf hin, dass Migranten aus anderen Nationen heute oft als Bedrohung für die Einheit der ansässigen nationalen Gruppe gesehen werden: „[G]egenwärtig [wird] insbesondere in den westlichen Kulturen Migration zunehmend als eine Metapher für Bedrohung gehandhabt“ (EHLICH 1996: 181). Eine häufige Folge dieser Migrationen aus ökonomischen oder politischen Gründen, bei denen Staatsgrenzen überschritten werden, sieht STÖLTING-RICHERT damit in der „Bildung von ‚Minderheiten‘ und deren (politische, soziale, kulturelle) ‚Marginalisierung‘“ (STÖLTING-RICHERT 1988: 1566) im Aufnahmeland.

Die Migration von Aussiedlern stellt gerade in Bezug auf die Mitgliedschaft in nationalen, kulturellen oder ethnischen Gruppen einen speziellen Fall dar. In Deutschland bilden die Aussiedler nach der „aus der ehemaligen ‚Gastarbeiterbevölkerung‘ hervorgegangene[n] Einwandererminorität“ (BADE/OLTMER 1999: 9) mit ca. 3,9 Millionen Personen (Stand 1998, vgl. ebd.) die zweitgrößte Migrantengruppe. Die Mehrzahl der zugewanderten Aussiedler stammt aus Polen und der ehemaligen Sowjetunion. Ihre Migration stellt in Deutschland insofern einen Sonderfall dar, als die Aussiedler rechtlich nicht als Ausländer, sondern als deutsche Volkszugehörige gelten. Bis 1992 wurde als deutscher Volkszugehöriger anerkannt, „wer sich in seiner Heimat zum deutschen Volkstum bekannt hat, sofern dieses Bekenntnis durch bestimmte Merkmale wie Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur bestätigt wird“ (BVFG, § 6)⁶. Der Begriff ‚Aussiedler‘ bezeichnet die in diesem Sinne deutschstämmigen Migranten, die nach 1950, also nach der offiziellen Beendigung der Vertreibungen, aus osteuropäischen Ländern nach Deutschland eingewandert sind (vgl. REITEMEIER 2006: 51).

REITEMEIER betont, dass Aussiedler dadurch im Gegensatz zu anderen Einwanderergruppen in Deutschland einen rechtlichen Status genießen, der es ihnen ermöglicht, die „nationale Zugehörigkeitskonzeption als Identitätsressource“

⁶ Zitiert aus: <http://www.bundesrecht.juris.de/bvfg/6.html>. Zugriff: 15.04.2008.

(REITEMEIER 2006: 403) zu nutzen. Von offizieller Seite genießen sie deshalb gegenüber anderen Einwanderergruppen viele Vorteile. „Als so genannte Aussiedler (seit 1993 'Spätaussiedler') sind sie berechtigt, in die Bundesrepublik Deutschland einzureisen, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten und verschiedene Eingliederungshilfen in Anspruch zu nehmen“ (Bundeszentrale für politische Bildung)⁷.

Die Selbstidentifikation als Deutscher ist laut REITEMEIER auch durch die in Polen erfahrene Identifikation und Marginalisierung als Deutsche „vor allem zum Zeitpunkt des Ankommens sehr ausgeprägt“ (REITEMEIER 2006: 453). Die Probleme, die daraus in Deutschland entstehen, fasst er folgendermaßen zusammen:

Die nach dem Abstammungsprinzip bzw. dem Kriterium ethnischer Homogenität regulierte Zuwanderung trifft im Aufnahmeland [Deutschland] allerdings auf eine Situation, in der in zunehmendem Maße ethnische Differenzierungsprozesse stattfinden. Die Hochphase der Aussiedlerzuwanderung fällt mit dem Erwachsenwerden von Gastarbeiterkindern zusammen; Aussiedler treffen verstärkt zu einem Zeitpunkt in Deutschland ein, zu dem Nachkommen der Arbeitsmigranten in der zweiten und dritten Generation in Deutschland leben. Von den Binnendeutschen werden diese vielfach als der deutschen Kultur näher stehend angesehen als die fremden, meist aus Russland kommenden Deutschen. [...] Die zugewanderten Aussiedler treffen auf eine Stimmungslage, in der sie für Teile der einheimischen Bevölkerung nur Fremdartige ('Russen') oder Fremde, deren Wanderungsmotiv keine Solidarität verdient, sind (REITEMEIER 2006: 406).

Selbst- und Fremdbild stimmen also im Aufnahmeland Deutschland oft nicht überein. Wie BADE/OLTMER betonen, kommen auch Aussiedler folglich trotz ihres Anrechtes auf die deutsche Staatsbürgerschaft „kulturell, mental und sozial in eine echte Einwanderungssituation“ (BADE/OLTMER 1999: 32). Durch die voneinander abweichenden Selbst- und Fremdidentifikationen werden die Verarbeitung des Migrations-ereignisses und der Aufbau einer neuen nationalen, ethnischen oder kulturellen Identität vielmehr noch zusätzlich erschwert.

⁷ Zitiert von der Homepage der Bundeszentrale für politische Bildung: http://www.bpb.de/themen/L2K6XA,1,0,Aussiedlermigration_in_Deutschland.html#art1. Zugriff: 15.04.2008.

Aus diesem Grund wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass die im Folgenden dargestellten Folgen einer Migration für die Sprache und die Identität der Migranten in gleichem Maße auch auf Aussiedler zutreffen.

2.1.2 Migration und Mehrsprachigkeit

Oft wird in den oben beschriebenen Migrationsfällen im Zielland von der Mehrheit der Bevölkerung eine andere Sprache gesprochen als im Herkunftsland der Migranten, so dass die von OPPENRIEDER/THURMAIR beschriebene Ausgangssituation entsteht:

Ein Individuum [...] kommt in eine (typischerweise) einsprachige Gesellschaft, in der diese eine Sprache für alle Funktionen außerhalb des privaten Bereichs die zulässige ist [...], d.h. das Individuum, das sich in die umgebende neue Großgruppe einfügt [...], ist mehrsprachig, die Gesellschaft insgesamt zumindest offiziell nicht (OPPENRIEDER/THURMAIR 2003: 47).

Diese so in Deutschland wie in den meisten anderen westeuropäischen Ländern vorliegende Sprachsituation führt laut EHLICH auf Seiten der Migranten zu „erhebliche[n] sprachliche[n] Aufwendungen und Anstrengungen“ (EHLICH 1996: 190) und hat „massive sprachliche Auswirkungen“ (EHLICH 1996: 189). Auch für die meisten Aussiedler, die in den 1980er Jahren oder später nach Deutschland eingewandert sind, trifft diese Situation zu. Aufgrund der restriktiven Sprachpolitik Polens bis in die 1990er Jahre hinein konnte die deutsche Sprache häufig, wenn überhaupt, nur noch bruchstückhaft an die nächste Generation weitergegeben werden (vgl. Kapitel 3).

Wie LÜDI hervorhebt, müssen sich die Migranten (und also auch viele Aussiedler) durch die Konfrontation mit der neuen Sprache, in welcher Form und welchem Ausmaß auch immer, mit der eigenen Mehrsprachigkeit auseinandersetzen. „Trotz fehlender oder rudimentärer Vorkenntnisse, erwerben Neuzuzügler [...] angesichts des Zwangs, kommunizieren zu müssen, in aller Regel mehr oder weniger approximative Kenntnisse in der Aufnahmesprache“ (LÜDI 1996b: 321).

An dieser Stelle wird das Forschungsinteresse der Linguistik an dem Phänomen der Migration deutlich. Migration ist eines von mehreren Ereignissen, die zu individueller Mehrsprachigkeit führen. In dieser Arbeit steht diese durch Migration entstandene individuelle Mehrsprachigkeit im Zentrum des Interesses. Verschiedene andere

Existenzformen von Mehrsprachigkeit, wie zum Beispiel die territoriale, soziale und institutionelle Mehrsprachigkeit⁸, sind für diese Arbeit nicht von Bedeutung.

Zunächst soll der Begriff der Mehrsprachigkeit, wie er für diese Arbeit gelten soll, definiert werden. Laut LÜDI ist die Meinung noch immer weit verbreitet, dass nur derjenige zwei- oder mehrsprachig sei, der „seine Sprachen in der frühesten Kindheit erworben hat und sie gleichermaßen perfekt spricht und schreibt“ (LÜDI 1996a: 234). In der neueren Forschung wird allerdings betont, dass diese Ansicht der Realität nur in den seltensten Fällen gerecht wird. „For individuals, ‘normative’ definitions [...] requiring those termed bi- or multilinguals to have equal competence in the languages, to have acquired them simultaneously, or to use them in the same contexts have proved unrealistic“ (CLYNE: 2000: 301)⁹. Als mehrsprachig soll hier deshalb vielmehr gelten,

wer sich irgendwann im Alltag regelmäßig zweier oder mehrerer Sprachvarietäten bedient und auch von der einen in die andere wechseln kann, wenn dies die Umstände erforderlich machen, aber unabhängig von der Symmetrie der Sprachkompetenz, von den Erwerbsmodalitäten und von der Distanz zwischen den beteiligten Sprachen (LÜDI 1996a: 234).

Für den weiteren Verlauf der Arbeit ist es an dieser Stelle wichtig zu betonen, dass diese Definition von Mehrsprachigkeit somit die Tatsache beinhaltet, dass häufig mindestens eine der betroffenen Sprachen nicht auf muttersprachlichem Niveau, d. h. nicht immer normgerecht bzw. mit einem fremden Akzent, der auf den Einfluss der anderen (Mutter-)Sprache zurückzuführen ist, gesprochen wird.

Wie LÜDI (1984; 1996 a + b; 2007) darlegt, ist die allgemein vorherrschende Einstellung zu dieser Form der Mehrsprachigkeit vor allem in westlichen Gesellschaften eher problematisch. Zum einen werde diese Einstellung von der Vorstellung geprägt, dass eine einheitliche Nationalsprache den Zusammenhalt der Nation symbolisiert, „daß Nationen von ‘Nationalsprachen’ zusammengehalten werden“ (LÜDI 1996a: 233). Auf diesen Zusammenhang wird im nächsten Kapitel

⁸ Zur Bestimmung dieser Begriffe siehe LÜDI 1996a: 234.

⁹ Vgl. auch LÜDI (1996a+b, 2007); LÜDI/PY (1984); OKSAAR (2001).

noch näher eingegangen werden. Zum anderen hält sich nach wie vor die auf dem biblischen Mythos vom Turmbau zu Babel beruhende Vorstellung, dass „Mehrsprachigkeit als ‚Sprachverwirrung‘ wie ein Fluch Gottes auf der Menschheit lastet“ (ebd.). Diese beiden in westlichen Gesellschaften verankerten Vorstellungen sind einer positiven Einstellung zur migrationsbedingten Mehrsprachigkeit nicht gerade förderlich und erschweren den Migranten damit einen freien, unbelasteten Umgang mit ihrer Mehrsprachigkeit.

Mit der Ausgangssituation der Migration, die zur individuellen Mehrsprachigkeit führt, ergeben sich ganz unterschiedliche Verhaltensweisen in Bezug auf den Umgang mit dieser Mehrsprachigkeit, wie auch LÜDI hervorhebt. „Unterschiedliche Migrationswirklichkeiten erzeugen unterschiedliche Formen von Mehrsprachigkeit“ (LÜDI 1996b: 323). LÜDI/PY unterscheiden grob drei mögliche Verhaltensweisen der Migranten in Bezug auf den Umgang mit ihrer Mehrsprachigkeit:

1. Ghettoisierung: Der Migrant „kann zunächst die Unterschiede [in der Sprache und der Kultur] leugnen und weiterhin so zu leben versuchen, wie er dies in seiner Herkunftsregion getan hätte“ (LÜDI/PY 1984: 43). Er verweigert also weitgehend die Anpassung an die neue Sprache. Diese Möglichkeit besteht, da ein Leben in vielen Städten Mitteleuropas „mit elementaren Kenntnissen der Aufnahmesprache und einem absoluten Minimum an Kontakten mit der einheimischen Bevölkerung möglich“ (ebd.) ist.

2. Assimilation: Der Migrant kann genau gegenteilig handeln, indem er sich bemüht, „die Aufnahmesprache möglichst rasch und perfekt zu lernen [...]. Er fürchtet sich davor, durch die Verwendung der Herkunftssprache als Nicht-Einheimischer klassiert zu werden, und dies gegen seinen ausdrücklichen Willen“ (ebd.).

3. Integration: Eine Art Kompromiss zwischen den beiden eben dargestellten Extrempolen der absoluten Anpassung oder der Verweigerungshaltung gegenüber der neuen Sprache und Kultur bildet dieser dritte Fall. Die Spracherwerbsziele des Migranten „liegen dann jenseits dessen, was das bloße materielle und soziale

Überleben gewährleistet. [...] Aber er geniert sich nicht, anders zu sein und zu sprechen als seine Nachbarn“ (ebd.).

Die Ursachen, die zu den unterschiedlichen Formen und Umgangsweisen mit der Mehrsprachigkeit führen, sind zahlreich und ihr Zusammenwirken ist sehr komplex¹⁰. Dennoch wird immer wieder betont, dass gerade die Untersuchung der identitätsbezogenen Faktoren ein Bereich ist, „ohne den keine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem unterschiedlichen Sprachverhalten von Migranten gegeben werden kann“ (GUGENBERGER 2003: 54)¹¹.

Um im weiteren Verlauf der Arbeit genauer auf diesen Zusammenhang von Identität und Sprache bzw. Mehrsprachigkeit eingehen zu können, muss zunächst der sehr komplexe Begriff der Identität, der sich laut KEUPP U. A. „in den diffusen Schnittmengen diverser Fach- und Alltagsdiskurse schillernde Bedeutungshöfe eingehandelt hat“ (KEUPP U. A. 2002: 7), näher bestimmt werden.

2.2 Sprache und Identität

2.2.1 Der Begriff der Identität

Das Thema der Identität wird aus philosophischer, sozialpsychologischer und soziologischer Richtung jeweils unter anderen Problemstellungen betrachtet und erforscht. Im Rahmen dieser Arbeit stehen die Fragestellungen der Sozialpsychologie im Vordergrund, deren Sicht auf die Identität KRAPPMANN wie folgt beschreibt:

In der sozialpsychologischen Problemsicht ist die Identität einer Person nicht durch Substanz, Bewußtsein oder Existenz garantiert, sondern Identität ist eine ungesicherte

¹⁰ Aufgrund des beschränkten Umfanges dieser Arbeit kann ich diese Ursachen nicht ausführlich darstellen, sondern verweise auf GUGENBERGER (2003), die diese Faktoren und ihre Wirkung auf die Mehrsprachigkeit übersichtlich zusammengestellt hat.

¹¹ Auch LÜDI/PY (1984) werfen in ihrer Darstellung der drei möglichen Verhaltensweisen in Bezug auf die Mehrsprachigkeit einen Zusammenhang zu den Identitätsvorstellungen des Migranten auf.

Qualität des Teilnehmers an sozialen Handlungsprozessen, die erworben und mit anderen ausgehandelt wird, die man erstrebt oder die gegenseitig abverlangt wird, die erfolgreich behauptet oder zerstört werden kann (KRAPPMANN 1987: 132).

Eine klassische Position im Rahmen dieser sozialpsychologischen Problemstellung geht auf ERIKSON zurück. ERIKSON beschreibt das Identitätsgefühl einer Person als „das *subjektive Gefühl* einer bekräftigenden *Gleichheit und Kontinuität*“ (ERIKSON 1970: 15; Hervorhebungen im Original). Laut ERIKSON sind die zentralen Attribute einer gelungenen Identität „centrality, wholeness, and initiative“ (ERIKSON 1964: 86). KEUPP U. A. fassen zusammen, dass in ERIKSONS Modell die „Wahrung von Kontinuität und Kohärenz“ (KEUPP U. A. 2002: 29) die zentrale Aufgabe des Individuums in seiner Identitätsarbeit darstellt. ERIKSON geht davon aus, dass diese Identität sich normalerweise in der „normative[n] Krise [...] der Adoleszenz“ (ERIKSON 1970: 19) ausbildet, das heißt, dass das Individuum bis zu seinem Eintritt ins Erwachsenenalter seine (stabile) Identität gefunden haben sollte. Laut KRAPPMANN betrachtet ERIKSON Identität also „als Resultat eines Entwicklungsprozesses“ (KRAPPMANN 1987: 132) und geht davon aus, dass „Identität zum relativ stabilen Besitz [einer Person] wird“ (ebd).

KEUPP U. A. beschreiben, dass ERIKSON die „Identitätsdiffusion“ (KEUPP U. A. 2002: 77) als den negativen Gegenpol zu dieser einheitlichen, stabilen Identität aufstellt. Diese Diffusion bilde für ERIKSON das „Kriterium relativer Störung“ (ebd.). Sie könne zwar nie völlig verdrängt werden, solle aber einen möglichst geringen Teil der Identität ausmachen.

KEUPP U. A. halten dieser Auffassung ERIKSONS entgegen, dass uns heute dessen „Figuren des Mißlingens“, die alle von diesem negativen Pol der Identitätsdiffusion geprägt sind, „vertrauter vor[kommen] als die der gelungenen Identität“ (KEUPP U. A. 2002: 78), die stabil und kohärent sein sollte. Das Konzept ERIKSONS einer stabilen, dauerhaften und unverrückbaren Identität als Besitz einer Person sei seit der Postmoderne als überholt anzusehen. „Sie ist in sich verändernden Lebensbedingungen des entwickelten globalisierten Kapitalismus nicht mehr aufrechtzuerhalten“ (KEUPP U. A. 2002: 17). Auch DE FLORIO-HANSEN/HU machen auf den Einfluss der veränderten Gesellschaft auf die Wahrnehmung von Identität aufmerksam. Durch den Wandel der Gesellschaft, vor allem gekennzeichnet durch „Internationalisierung und

Globalisierung[,] haben Begriffe wie Identität, Kultur und Sprache entscheidende Veränderungen erfahren“ (DE FLORIO-HANSEN/HU 2007: VIII). KEUPP U. A. beschreiben, dass Identität deshalb heute „nicht mehr als Entstehung eines inneren Kerns thematisiert [wird], sondern als ein Prozeßgeschehen beständiger 'alltäglicher Identitätsarbeit' [...], als permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten“ (KEUPP U. A. 2002: 30). LUCKMANN stellte bereits 1979 fest, „daß diese Art von gesellschaftlicher Struktur nicht dazu angetan ist, eine feste Grundlage für ein integriertes, stabiles Ich, für eine selbstverständliche persönliche Identität abzugeben“ (LUCKMANN 1979: 308).

Laut KEUPP U. A. zeichnet sich dieser gesellschaftliche Wandel vor allem durch die „Pluralisierung von Lebensformen und Milieus“ (KEUPP U. A. 2002: 50) aus, durch die dem Individuum unendlich viele Wahlmöglichkeiten in Bezug auf sein Leben zur Verfügung gestellt werden. Mit BERGER beschreiben sie die neuartigen Zwänge, die sich daraus für das Individuum ergeben.

Die Moderne bedeutet für das Leben des Menschen einen riesigen Schritt weg vom Schicksal hin zur freien Entscheidung [...]. Auf's Ganze gesehen gilt [...], daß das Individuum [...] nicht nur auswählen kann, sondern daß es auswählen muß. [...] Sein Leben wird ebenso zum Projekt – genauer, zu einer Serie von Projekten – wie seine Weltanschauung und seine Identität (BERGER 1994: 95, zitiert nach KEUPP U. A. 2002: 50).

Wie SPRECKELS/KOTTHOFF zusammenfassen, hat sich das sozialpsychologische Identitätskonzept also im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen der Postmoderne von einem festen und einheitlichen zu einem dynamischen und mehrheitlichen Konzept entwickelt. „Today it is commonplace in social psychology to think of identity as the processual and never-ending task of each person“ (SPRECKELS/KOTTHOFF 2007: 416).

In diesem Sinne soll der Identitätsbegriff auch in dieser Arbeit verstanden werden. Identität ist kein einmal erreichter und dann möglichst gleich bleibender Zustand, sondern muss, wie auch MEISTER betont, von den Individuen „immer wieder neu hergestellt und dargestellt werden“ (MEISTER 1997: 70). DE FINA/SCHIFFRIN/BAM-BERG machen darauf aufmerksam, dass vor allem bei wichtigen Einschnitten im Leben, wie im Falle einer Migration, das Individuum diesbezüglich vor große Anforderungen gestellt wird und die neuen Identitätsangebote für die eigene Identität prüfen muss. „[T]he experience of change and of physical or moral displacement leads people to

revisit and question their past inventory of identities in order to rebuild a sense of self" (DE FINA/SCHIFFRIN/BAMBERG 2006b: 345).

Bisher wurde der Anteil, den das soziale Umfeld am Aufbau der Identität einer Person hat, noch nicht explizit erwähnt. Es ist jedoch offensichtlich, dass ‚die Anderen‘ für den Aufbau der eigenen Identität eine große Rolle spielen. Dies wird erstmals in dem Konzept von MEAD explizit, der in seinem Werk *Mind, Self and Society* von 1934 zwei Identitätskomponenten unterscheidet: die soziale Komponente, die er *me* nennt und die personale Komponente, *I*. KRESIC beschreibt die Unterscheidung folgendermaßen: „Die übernommenen Haltungen des Anderen, alle gesellschaftlichen Konventionen und Erwartungen bilden zusammen das ‚Me‘ [...], während das in konkreten Situationen reagierende, spontane Selbst als ‚I‘ bezeichnet wird" (KRESIC 2006: 80). Der Aufbau der Identität ist ohne den Bezug zum sozialen Umfeld nicht möglich. Laut KEUPP U. A. ist das Individuum vor die Aufgabe gestellt, sich sowohl sozial zu integrieren und den Erwartungen des sozialen Umfeldes zu entsprechen, „aber auch ‚es selbst‘ [zu] sein und nicht nur das ‚Abziehbild‘ der relevanten Rollenmodelle" (KEUPP U. A. 2002: 96).

Ausgehend von MEADS Unterteilung in *I* und *Me* wurde der Begriff der sozialen Identität in Abgrenzung zur personalen Identität entwickelt. TAJFEL, Mitbegründer dieses Konzeptes, definiert die soziale Identität folgendermaßen:

Social identity will be understood as that *part* of the individuals' self-concept which derives from their knowledge of their membership of a social group (or groups) together with the value and emotional significance attached to that membership (TAJFEL 1982: 2).

MEISTER fasst zusammen, dass die soziale Identität einer Person sich also aus ihrer Mitgliedschaft in sozialen Gruppen „mit einer jeweils spezifischen Gruppenidentität [...], die in Bezeichnungen wie ‚wir Deutschen‘, ‚wir Arbeiter‘, ‚wir Protestanten‘ zum Ausdruck kommen können" (MEISTER 1997: 68), konstituiert. Somit gehört die Identifikation von Individuen mit einer Nation, einem Volk oder einer kulturellen Gemeinschaft, um die es im weiteren Verlauf dieser Arbeit vor allem gehen wird, zur sozialen Dimension der Identität. Für den Aufbau der sozialen Identität spielt die Anerkennung der Anderen eine wichtige Rolle. Die Identifikation des Individuums mit einer bestimmten Gemeinschaft, z. B. mit einer Nation, ist ohne die

Anerkennung der zugehörigen Gruppenmitglieder wenn nicht unmöglich, so zumindest erheblich erschwert. So argumentieren auch BECHHOFFER U. A.:

Our argument, on the other hand, is that national identities depend critically on the claims which people themselves make in different contexts at different times. But the processes of identity work rest not simply on the claims made, but on how such claims are received, that is validated or rejected by significant others (BECHHOFFER U. A. 1999: 530).

KEUPP U. A. halten eine strikte Trennung von sozialer und personaler Identität nicht unbedingt für sinnvoll (vgl. KEUPP U. A. 2002: 63). Der Einwand leuchtet ein, denn die personale Identität entsteht vor allem in Wechselwirkung mit der sozialen Identität und die Bewertungen des sozialen Umfeldes wirken in erheblichem Maße auf die Selbstbewertung des Individuums ein. Identitätskonflikte entstehen für das Individuum vor allem dann, wenn Selbst- und Fremdwahrnehmungen nicht übereinstimmen. Für diese Arbeit soll die begriffliche Trennung allerdings beibehalten werden, um zu verdeutlichen, dass es vor allem um die soziale Dimension der Identität geht, das heißt um die Zugehörigkeit und das Verhältnis der Interviewten zu bestimmten sozialen, in diesem Fall nationalen oder ethnischen Gruppen.

2.2.2 *Sprache und soziale Identität*

[L]anguage, however defined, precedes any of us at birth [and] the existential *locus* of *Homo sapiens*, be it individuals or groups, is in language itself. [...] Identification between A and B is possible only insofar as these two have access to and are part of C. [...] C represents language (TABOURET-KELLER 2000: 324; Hervorhebungen im Original).

Sprache ist, wie dieses Zitat betont, eine grundlegende Eigenschaft des Menschen und für seine Identität von entscheidender Bedeutung. Vor allem für die Identität von sozialen Gruppen jeglicher Art spielt die gemeinsame Sprache eine große Rolle. Dies ist sehr gut am Beispiel von Nationen zu erkennen, in denen, wie z. B. in Deutschland, davon ausgegangen wird, dass die Mitglieder sich durch eine gemeinsame Muttersprache mit der Gemeinschaft identifizieren. Wie in Kapitel 2.1.2 bereits kurz erwähnt wurde, soll durch die Einheit der Sprache die Einheit der Nation symbolisiert werden. So beschreibt LÜDI: „[B]ei der Bildung der europäischen Nationalstaaten“ ist die Vorstellung entstanden, „daß ‘Staaten’ gleichsam

natürlicherweise mit einem Sprachgebiet zusammenfallen, daß Nationen von 'Nationalsprachen' zusammengehalten werden" (LÜDI 1996a: 233). Diese gefühlte Zusammengehörigkeit von Sprache und Nation sieht auch BAILEY in der Vorstellung der westlichen Gesellschaft fest verankert. „Westerners tend to see being ethnically French, speaking French, and inhabiting a French nation-state as more or less the same thing" (BAILEY 2007: 357). Sprache bildet einen von mehreren Parametern, anhand derer sich eine Nation definiert. Laut KLOSS wird auch der Begriff des Volkes, der historisch dem Begriff der Nation vorausgeht, oft als „die Gesamtheit aller Personen gleicher Muttersprache" (KLOSS 1987: 103) definiert.

Die Bedeutung der Sprache für die Identität einer Gruppe beschreibt TABOURET-KELLER als so groß, dass „a single feature of language use suffices to identify someone's membership in a given group" (TABOURET-KELLER 2000: 317). Laut OPPENRIDER/THURMAIR kann nur diese besonders im Hinblick auf Gruppen identitätsstiftende Funktion der Sprache erklären, warum gerade in westeuropäischen Staaten wie Deutschland „so sehr viel Wert auf die 'Reinhaltung' insbesondere der Muttersprache gelegt wird" (OPPENRIEDER/THURMAIR 2003: 43) und, wie LÜDI bemerkt, Mehrsprachige unter Umständen noch immer „fast als potentielle Verräter an der nationalen Sache" gesehen werden (LÜDI 2007: 39). Zusammenfassend kann mit HELLER gesagt werden, dass Sprache nicht nur eine Art ist, „in which shared culture can be established and defined, but also ultimately a symbol of it" (HELLER 1987: 783).

Sprache ist also ein konstituierendes Merkmal für die Identität von Gruppen, besonders für nationale, ethnische oder kulturelle Gruppen¹².

¹² Natürlich gibt es noch weitaus mehr Faktoren, die eine Gruppenidentität her- oder darstellen, wie z. B. Kleidung, Religionszugehörigkeit, Geschlecht etc.. SPRECKELS/KOTTHOFF (2007) machen darauf aufmerksam, dass z. B. die Zugehörigkeit zur religiösen Gemeinschaft der Muslime von Frauen durch das Tragen eines Kopftuchs signalisiert wird. In Bezug auf nationale oder ethnische Gruppen sind sich die Forscher, wie hier dargestellt wird, jedoch recht einig, dass die Sprachverwendung des Individuums eine sehr große, wenn auch nicht unbedingt immer die ausschlaggebende Rolle für die Mitgliedschaft in diesen Gruppen spielt. So betont LÜDI: „Es ist aber unbestritten, dass der Sprache in den Identitätsprozessen eine Schlüsselrolle zukommt" (LÜDI 2007: 43).

Aus dieser Auffassung der Sprache als identitätskonstituierendes Moment einer sozialen, vor allem einer nationalen oder ethnischen Gemeinschaft ergibt sich im Umkehrschluss, dass Personen aufgrund ihrer Sprache nicht nur als zu einer bestimmten Gemeinschaft zugehörig gelten, sondern vor allem auch von Gemeinschaften ausgeschlossen werden können, wenn die in dieser Gemeinschaft vorherrschende Sprache nicht oder nicht perfekt beherrscht wird. Dies stellt auch TABOURET-KELLER fest: „[A] single phonemic feature may be sufficient to include or exclude somebody from any social group“ (TABOURET-KELLER 2000: 317)¹³.

Dieser Aspekt wird vor allem im Rahmen einer Migration und dadurch hervorgerufener Mehrsprachigkeit relevant, denn der Migrant stellt mit jeder aktuellen Sprachverwendung seine soziale Identität dar¹⁴. In diesem Zusammenhang trifft LÜDI mit CENTLIVRES die Unterscheidung zwischen

unwillkürlich 'manifestierter' Identität (*identité manifestée*) und 'beanspruchter' Identität (*identité revendiquée*). Die 'manifestierte Identität' geht dabei weit über rein biologisch determinierte Charakteristiken hinaus und umfasst insbesondere auch die 'verdeckte' soziale Identität, d.h. jene Teilidentität, die trotz der Anstrengungen des Sprechers, Markierungen zu vermeiden, gleichwohl wahrgenommen wird (LÜDI 2007: 43).

Das Individuum kann also seine 'beanspruchte' Identität mittels seiner Sprachwahl zum Ausdruck bringen. So stellen auch LE PAGE/TABOURET-KELLER fest: „[I]ndividuals relate the patterns for their linguistic behaviour so as to resemble those of the group or groups with which from time to time they wish to be identified“ (LE PAGE/TABOURET-KELLER 1985: 18). Ein Migrant kann beispielsweise durch seine Bemühung, die deutsche Sprache möglichst perfekt zu erlernen und zu verwenden, anzeigen, dass er sich der sozialen Gruppe der Deutschen zugehörig fühlt.

¹³ Auch LIEDKE weist in diesem Zusammenhang nach, dass besonders die phonetisch-phonologische Dimension für die äußere Zuschreibung sozialer Identität wichtig ist. „Die phonetisch-phonologische Dimension erwies sich [...] für die Beurteilung von 'Mitgliedschaft', also für die Zuschreibung 'kultureller Identität' als besonders wirksam“ (LIEDKE 2007: 102).

¹⁴ Diese Zusammenhänge sind natürlich nicht nur in Migrationssituationen und im Hinblick auf die Verwendung verschiedener Sprachen (wie Deutsch vs. Französisch) relevant,

Gleichzeitig kann ihm von dieser sozialen Gruppe jedoch aufgrund eines fremdartigen Akzents eine abweichende kulturelle, ethnische oder nationale Identität zugewiesen werden, er gibt seine 'verdeckte' Identität preis. Der Migrant stellt mit seinem Sprachgebrauch also gleichzeitig seine 'beanspruchte' und seine 'verdeckte' Identität dar. LE PAGE/TABOURET-KELLER berücksichtigen diese doppelte Bedeutsamkeit der Sprachverwendung für die soziale Identität in ihrer Definition jedes aktuellen Sprachgebrauches als Identitätsakt. „[W]e introduce, then, the concept [...] of linguistic behaviour as a series of acts of identity in which people reveal both their personal identity and their search for social roles“ (LE PAGE/TABOURET-KELLER 1985: 14).

Dieser Umstand kann im Rahmen der Aussiedlermigration, in der die Zugehörigkeit zum deutschen Volk ja rechtlich besteht, zum Problem werden. Selbst wenn der Aussiedler sich als Deutscher identifiziert und bemüht ist, die deutsche Sprache so gut wie möglich zu sprechen, kann es dazu kommen, dass ihm die Mitgliedschaft in der sozialen Gruppe der Deutschen eben aufgrund seines vorhandenen polnischen bzw. schlesischen Akzentes verwehrt wird. Diese spezifische Aussiedlerproblematik benennen auch BADE/OLTMER: „Zum Konflikt im Alltag kommt es nicht selten dann, wenn Paß und Sprache gegeneinander geraten“ (BADE/OLTMER 1999: 35).

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass Mehrsprachigkeit von Migranten, wie OPPENRIEDER/THURMAIR feststellen, sowohl positiv als identitätsstiftend, aber auch negativ als identitätsbedrohend empfunden werden kann (vgl. OPPENRIEDER/THURMAIR 2003). Die Einstellungen zur eigenen Mehrsprachigkeit hängen „sehr stark davon ab, welche Rolle man Sprachen bei der Identitätsbildung (sowohl beim Individuum wie bei der Gruppe) zuerkennt“ (OPPENRIEDER/THURMAIR 2003: 56).

sondern auch schon im Hinblick auf die Verwendung verschiedener Sprachvarietäten wie Dialekt vs. Hochsprache, Jugend- vs. Standardsprache etc..

3 Oberschlesien im Spannungsfeld zwischen Deutschland und Polen

Um die von meinen Interviewpartnerinnen in den narrativen Interviews angesprochenen Sachverhalte in Bezug auf ihre Heimat Oberschlesien richtig verstehen und deuten zu können, sollen kurz die wichtigsten Fakten zu dieser Region und ihren Bewohnern genannt werden.

Schlesiens Geschichte ist seit dem Mittelalter von der wechselnden Zugehörigkeit zu verschiedenen Herrschaftsgebieten gekennzeichnet, so dass sich, wie es auch in anderen Grenzgebieten der Fall ist, nicht nur ein Nebeneinander, sondern eine Mischung aus verschiedenen Kulturen und Sprachen entwickelt hat. Die neben Deutsch und Polnisch gesprochene Sprache, das Schlesische, ist ein polnischer Dialekt mit starken Einflüssen aus dem Deutschen und spiegelt somit auch die kulturelle Vielfalt der Region wider.

Im 20. Jahrhundert war Schlesien bis zum Ersten Weltkrieg Teil des Deutschen Reiches. In der anschließenden Phase, in der sowohl Polen als auch Deutschland die Region Schlesien für sich beanspruchten, gab es in Schlesien Bemühungen, einen „selbständigen Freistaat Oberschlesien“ (THER/STRUVE 2002: 10) zu gründen, die jedoch scheiterten. Nach einer von den Alliierten angesetzten Volksabstimmung, in der sich die Bevölkerung entscheiden musste, ob sie sich eher Polen oder Deutschland zugehörig fühlt, wurde nach einem uneindeutigen Ergebnis schließlich ein Drittel Oberschlesiens Polen zugesprochen, der eher ländlich geprägte Teil dagegen verblieb bei Deutschland. Bereits zu diesem Zeitpunkt der Geschichte wurde deutlich, dass sich die Zuordnung der oberschlesischen Bevölkerung zu ausschließlich einer der beiden Nationen als äußerst heikel erweist, was im Hinblick auf die beschriebene kulturelle Vielfalt nicht verwunderlich erscheint. REXHEUSER fasst die Problematik folgendermaßen zusammen:

Nach den Regeln, die im Weltbild des Nationalsozialismus gelten, konnten beide Parteien Anspruch auf die Bewohner der Übergangsregion erheben. Ethnische Herkunft stand gegen Territorialzugehörigkeit, der früheren Ausbreitung des Polnischen ließ sich die spätere des Deutschen entgegenhalten, und selbst das Bewußtsein der Menschen, also jene Größe, die moralisch allein den Ausschlag gibt, war von mehrdeutiger Bestimmbarkeit (REXHEUSER 1991: 142).

Im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts prägen die Bemühungen beider Staaten, Oberschlesien und seine Bevölkerung an sich zu binden, die Einstellungen und das Leben der Bevölkerung. Während des Zweiten Weltkrieges, in dem die deutschen Nationalsozialisten alle „Bestandteile oberschlesischer Kultur, die [sie] nicht als deutsch ansahen“ (THER 2002: 180) unterdrückten, war laut MEISTER die deutsche Volkszugehörigkeit „der zentrale Inklusionsfaktor in alle gesellschaftlichen Teilbereiche“ (MEISTER 1997: 40). THER beschreibt jedoch, dass trotz oder gerade wegen des Zwanges, sich uneingeschränkt der deutschen Nation zuzuordnen, die die besondere ethnische Mischung der oberschlesischen Bevölkerung nicht mehr zulassen wollte, die Bereitschaft der Bevölkerung, „sich zu einer polnischen oder zu einer oberschlesischen Identität zu bekennen“ (THER 2002: 182), zunahm.

Der staatliche Druck auf die nationale Identifikation einer Person entweder mit Deutschland oder mit Polen nahm auch nach dem Krieg zunächst kein Ende. MEISTER stellt dar, dass von 1945 bis 1948 viele Deutsche „infolge des während der Besatzungszeit durch Nazideutschland aufgestauten Hasses gegen alles ‚Deutsche‘ mit zum Teil grausamer Härte von ihrer oft Jahrhunderte alten Heimat vertrieben“ (MEISTER 1997: 40) wurden. Laut BADE/OLTMER waren bis 1950 aufgrund der grausamen Vertreibungen

insgesamt knapp 12,5 Mio. Flüchtlinge und Vertriebene aus den nunmehr in polnischen, tschechoslowakischen und sowjetischen Besitz übergegangenen ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches sowie aus den Siedlungsgebieten der ‚Volksdeutschen‘ in die Bundesrepublik Deutschland und in die DDR gelangt (BADE/OLTMER 1999: 18).

Wie zuvor Deutschland verband nun die polnische Regierung die Volkszugehörigkeit der Personen mit der Möglichkeit des Verbleibs in der Heimat und mit der „Inklusion in die oder Exklusion aus der Gesellschaft“ (MEISTER 1997: 41). Nachdem die Vertreibung 1949 beendet wurde, lebten noch ca. 1,7 Millionen Deutsche in Polen, die jedoch unter großen Repressalien zu leiden hatten. Nach BADE/OLTMER wurde von offizieller Seite lange Zeit sogar geleugnet, dass eine deutsche Minderheit in Polen überhaupt noch existierte. „Erst im Warschauer Vertrag vom 18. November 1970 erkannte Polen [...] indirekt an, daß es überhaupt noch Deutsche auf dem Staatsgebiet der Volksrepublik gab“ (BADE/OLTMER 1999: 22). So sollten alle deutschen Einflüsse aus dem Leben verschwinden, es war bei Androhung von hohen

Strafen verboten, Deutsch zu sprechen und MEISTER beschreibt, „daß der Verdacht, Deutscher zu sein, ein Hindernis beim sozialen Aufstieg war“ (MEISTER 1997: 41). Auch der schlesische Dialekt war aufgrund der Ähnlichkeit zur deutschen Sprache öffentlich nicht mehr zugelassen. Die Nationalpolitik Polens führte jedoch ebenso wenig wie die der deutschen Nationalsozialisten zur Bindung der oberschlesischen Bevölkerung an den Staat. Vielmehr distanzieren sich die Oberschlesier immer mehr von allem Polnischen und fühlen sich entweder zu Deutschland oder allein zu ihrer Region Oberschlesien zugehörig. Diese Tendenz verstärkte sich, als die Wirtschaft in den fünfziger Jahren in Westdeutschland blühte, in Polen jedoch aufgrund der „stalinistischen Mangelwirtschaft“ (THER 2002: 199) immer mehr Armut herrschte. So fasst THER zusammen:

Die polnische Nationalitätenpolitik und das schlechte Verhältnis zu den polnischen Zuwanderern veränderte das Selbstverständnis der Einheimischen [...] von Grund auf. Da sie alles Polnische ablehnten, blieb ihnen nur eine Identifikation als Oberschlesier oder als Deutsche (THER 2002: 198).

Eine Ausreise nach Deutschland, das von den deutschstämmigen Schlesiern immer stärker idealisiert wurde, erwies sich jedoch oft als schwierig, da mit der Beantragung eines Ausreiseantrages in die BRD und demzufolge dem Bekenntnis zur deutschen Volkszugehörigkeit Schikanen für die ganze Familie verbunden waren. BERLINSKA nennt zum Beispiel „Kündigungen, Versetzungen auf schlechtere Posten, langjährige Verweigerung von Gehaltserhöhungen“ (BERLINSKA 2002: 288). Deshalb reisten viele Oberschlesier zunächst mit einem Touristenvisum nach Deutschland ein, um von dort aus die deutsche Staatsbürgerschaft, die ihnen als Aussiedler zusteht, zu beantragen. Erst seit Anfang der 1990er Jahre werden der deutschen Minderheit von der polnischen Regierung Zugeständnisse gemacht. „Das deutsch-polnische Abkommen vom 17. Juni 1991 garantiert den Deutschen unter anderem das Recht, sich zur deutschen Sprache, Kultur und Tradition zu bekennen“ (MEISTER 1997: 42).

4 Empirische Analyse

Im zweiten Kapitel dieser Arbeit wurde deutlich, dass ein enger Zusammenhang zwischen Sprache und sozialer Identität besteht. Da in westlichen Gesellschaften

Nationalität und (Mutter-)Sprache einer Person als untrennbar miteinander verbunden gelten und somit auch Individuen unwillkürlich durch ihre jeweilige Sprachverwendung als Deutsche, Polen, Franzosen etc. identifiziert werden, ist es leicht nachvollziehbar, dass die migrationsbedingte Mehrsprachigkeit für Migranten ein Umstand ist, der mit den individuellen Identitätsvorstellungen in Einklang gebracht werden muss. Die aussiedlerspezifische Identitätsproblematik verschärft diese Herausforderung.

Meine Vermutung ist deshalb, dass die Vorstellungen der Aussiedler von ihrer sozialen, d. h. hier nationalen Identität sich nicht nur auf ihr tatsächliches Sprachverhalten (Aufgabe der Herkunftssprache, Verweigern des Erlernens der Sprache des Aufnahmelandes) niederschlagen, sondern vor allem auf ihr Verhältnis zur migrationsbedingten Mehrsprachigkeit einwirken. Ich nehme an, dass diese Mehrsprachigkeit je nachdem, wie der Aussiedler seinen mehrkulturellen Hintergrund für seine soziale Identität verarbeitet hat, als problematisch, vielleicht sogar als identitätsbedrohend, angesehen oder aber als positiv, vielleicht sogar als identitätsstiftend betrachtet wird. Vielleicht empfindet er sie aber auch als ganz unbedeutend für seine Identität.

Diese Vermutung, die auf den in Kapitel zwei dargestellten Zusammenhängen basiert, soll nun anhand dreier narrativer Interviews überprüft werden.

Wie einleitend bereits erwähnt, sind zur Überprüfung der These und zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen zwei Analyseschritte notwendig. Zunächst soll an jedem Interview geprüft werden, wie sich die jeweilige Sprecherin im Hinblick auf die sozialen Gruppen der Polen, der Deutschen und der Schlesier positioniert, d. h. welche soziale Identität sie für sich beansprucht und im Interview her- und darstellt. Im zweiten Schritt wird analysiert, welche Einstellung der Erzählerin zu ihrer migrationsbedingten Mehrsprachigkeit deutlich wird. Wie in Kapitel 2.2.2 dargestellt, bringt Mehrsprachigkeit häufig und so auch in den hier analysierten Fällen mit sich, dass eine der Sprachen, hier das Deutsche, nicht auf muttersprachlichem Niveau beherrscht wird. Die Mehrsprachigkeit meiner Interviewpartnerinnen schlägt sich damit in der nicht immer regelkonformen Verwendung des Deutschen nieder, vor allem auf der phonetisch-phonologischen Ebene zeigen sich Interferenzerscheinungen aus ihrer polnischen bzw. schlesischen

Muttersprache. Es ist damit vor allem die Einstellung oder das Verhältnis zu diesem polnischen Akzent im Deutschen, die Aufschluss über das Verhältnis der Interviewten zu ihrer Mehrsprachigkeit geben werden. Erfolgt der Umgang mit der deutschen Sprache ungehemmt und frei oder ist die Verwendung des Deutschen von Ängsten und Zurückhaltung geprägt? Auch die Einstellung zur „Vermischung“ des Deutschen und Polnischen bzw. Schlesischen bietet einen wichtigen Anhaltspunkt für das Verhältnis zur Mehrsprachigkeit.

Dabei muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass alle drei Erzählerinnen Deutsch zwar bereits in ihrer Heimat von ihren Verwandten bruchstückhaft kennen gelernt haben, die Sprache bei ihrer Ankunft in Deutschland aber dennoch als Fremdsprache erlernen mussten. Zum Zeitpunkt der Interviews beherrschen die Interviewten die deutsche Sprache in etwa auf gleichem Niveau.

4.1 Das narrative Interview als Forschungsmethode

Zur Untersuchung der genannten Fragen wurden mit drei Aussiedlerinnen narrative Interviews von je 20 bis 30 Minuten Länge geführt. Das narrative Interview als Forschungsmethode geht auf SCHÜTZE (1977) zurück und ist laut LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN „[i]n den letzten 15 Jahren [...] zur bevorzugten Methode von biografisch orientierten und an subjektiven Erfahrungswelten interessierten Forscherinnen und Forschern geworden“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 9). SCHÜTZE beschreibt es als das Ziel der Erhebung narrativer Interviews, „selbsterlebte Ereignisablaufs- und Wandlungserfahrungen von Betroffenen sozialer Vorgänge systematisch – d.h. grundsätzlich geleitet von der sequenziellen Struktur dieser Erfahrungen – zu erfassen“ (SCHÜTZE 1982: 570). Die Migrationssituation, die den Ausgangspunkt meiner Interviews bildet, stellt eine solche Wandlungserfahrung dar. Wie DEWAELE betont, sind narrative Interviews auch für Fragestellungen zum Thema Mehrsprachigkeit ein wertvolles Instrument. „Linguistic autobiographies and narratives by adult bi- or multilinguals offer a valuable source of information on the perceptions of laypeople [...] on their bi- and multilingualism“ (DEWAELE 2007: 110). Der Interviewpartner wird zu Beginn des Interviews zum Erzählen seines Lebens oder eines Teilaspektes seines Lebens aufgefordert, d. h. zum autobiographischen Erzählen. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN definieren autobiographisches Erzählen als

„Erzählen von Selbsterlebtem, das über die Erzählsituation hinaus biographische Bedeutung hat, und in dem die erzählende Person etwas für sie Bedeutsames im Hinblick auf sich selbst, ihre Erfahrung und ihre Weltsicht ausdrückt“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 20). Im gesamten Interview hält sich der Interviewer mit Kommentaren und Reaktionen weitestgehend zurück, so dass der Erzähler seine autobiographische Erzählung möglichst ungestört entwickeln und zu Ende führen kann. Erst wenn die Erzählung merklich vom Erzähler beendet wurde, kann der Interviewer weitere Fragen stellen, die möglichst weitere Erzählungen generieren sollen (vgl. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: Kapitel 11).

Wie in Kapitel 2.2.1 dargestellt wurde, ist das Individuum heute in Bezug auf seine Identitätsarbeit vor die Aufgabe gestellt, seine Identität „in permanente[r] Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten“ (KEUPP U. A. 2000: 30) immer wieder neu her- und darzustellen. KEUPP U. A. betonen die große Bedeutung der Sprache in Form der autobiographischen Erzählung für diesen Prozess. „Identitätsbildung [wird] wesentlich mit dem Mittel der Selbstnarration erreicht“ (KEUPP U. A. 2000: 208), denn Identität ist „weitgehend eine narrative Konstruktion“ (KEUPP U. A. 2000: 216). Auch BAMBERG/DE FINA/SCHIFFRIN betonen, dass Selbstnarrationen vor allem deshalb so wichtig für die Identitätsarbeit des Individuums sind, da sich ihm hier die Möglichkeit bietet, Kohärenz und Kontinuität seines Selbst zu erzeugen, die in unserer postmodernen Gesellschaft nicht mehr selbstverständlich gegeben sind.

In short, narrative functions as the glue that enables human life to transcend the natural incoherence and discontinuity of the unruly everyday [...] by imposing a point of origin and an orientation toward closure, and thereby structuring the otherwise meaningless into a meaningful life (BAMBERG/DE FINA/SCHIFFRIN 2007: 5).

DE FINA verdeutlicht, dass Erzählungen den Erzählern auch die Möglichkeit bieten, speziell ihre soziale Identität zu konstruieren. „[B]y telling stories, narrators are able not only to represent social worlds and to evaluate them, but also to establish themselves as members of particular groups through interactional, linguistic, rhetorical and stylistic choices“ (DE FINA 2006: 352).

Dem Individuum wird durch eine autobiographische Erzählung also die Möglichkeit gegeben, seine personale und soziale Identität zu konstruieren, seine Handlungen kausal oder final aufeinander zu beziehen und somit dem Zuhörer ein kohärentes

Selbstbild zu präsentieren. Der Erzähler stellt seine Identität damit sowohl her als auch dar. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN beschreiben diese Doppelfunktion des Her- und Darstellens der Identität in der Selbstnarration folgendermaßen:

Zum einen stellt Erzählen Welt oder Ereignisse und Objekte dar und darunter auch die eigene Person, die erzählerisch durch bestimmte Eigenschaften, Motive und Handlungsweisen bestimmt wird (= 'Darstellen'). Zum anderen ist das Erzählen selbst eine Handlung, die vom Erzähler auf eine ZuhörerIn hin durchgeführt wird und eine bestimmte Geltung und Konsequenz beansprucht, und damit seine Identität unmittelbar 'in Aktion' präsentiert ('Herstellen'). Der Erzähltext kann somit als Protokoll einer Identitätsdarstellung wie einer Identitätsherstellung verstanden werden (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 56).

Damit wurde ein weiterer wichtiger Aspekt in der Beziehung von Identität und Sprache aufgezeigt, der jedoch klar von den in Kapitel zwei dargestellten Beziehungen abzugrenzen ist. In diesem hier dargestellten Fall geht es nicht um verschiedene Sprachen und um deren Verwendung, sondern um den konkreten Sprachgebrauch, unabhängig vom einzelnen Sprachsystem, in Gesprächen und Erzählungen, in denen die Person ihre Identität her- und darstellt. Die Verbindung zwischen Identität und konkretem Sprachgebrauch in Form einer autobiographischen Erzählung ist grundlegend für die Analyse der Interviews, sie bildet die methodologische Basisannahme der Arbeit.

Einschränkend bemerken LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN jedoch, dass in einem narrativen Interview zwar die narrative Identität her- und dargestellt wird, diese aber nicht mit „*der* Identität oder *dem* Selbst einer Person schlechthin“ gleichgesetzt werden kann (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 55; Hervorhebungen im Original). Erzählen ist eine konstruktive Leistung des Erzählers, weshalb autobiographische Erzählungen nicht als „Abbildung faktischer Ereignisse“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 32) missverstanden werden dürfen. Es muss bei der Analyse im Auge behalten werden, dass der Erzähler seine Lebenserinnerungen selektiert präsentiert und Bewertungen aus heutiger Sicht in seine Darstellung einfließen lässt, um dem Zuhörer ein bestimmtes Bild seines gewordenen Selbst zu vermitteln. So betont auch LEHMANN:

Die Analyse lebensgeschichtlichen Erzählens dient ja nicht der kriminalistischen oder juristischen Ermittlung, und sie ist auch keine historische Quellenanalyse. Vielmehr soll sie dazu verhelfen, gegenwärtige Lebens- und Bewußtseinsverhältnisse erst einmal

aus den Erzählungen kennenzulernen und sie sodann zu analysieren (LEHMANN 1983: 35).

Die Erkenntnismöglichkeiten der Analyse einer autobiographischen Erzählung liegen somit nicht in der Rekonstruktion von stattgefundenen Ereignissen oder realen Tatsachen, sondern vielmehr in dem Verhältnis und den Bewertungen des Erzählers zu den berichteten Erfahrungen und Erlebnissen sowie zu sich selbst. So hebt auch REHBEIN hervor, dass „[d]as Entscheidende bei einer Erzählung [...] das Verhältnis von erzählter Partikularität, also der wiedergegebenen einzelnen Begebenheiten, Handlungen, Ereignisse, Reden usw. zu ihrer Bewertung [ist]“ (REHBEIN 1982: 57). Die Analyse einer autobiographischen Erzählung, die im Rahmen eines narrativen Interviews erzeugt wird, bietet dem Forscher damit Zugang zu Identitätsvorstellungen und Einstellungen des Erzählers sowie zur Verortung seines Selbst innerhalb der gesellschaftlich verankerten Normen und Moralvorstellungen. Für meine Fragestellung nach der sozialen Identifikation der Erzählerinnen und ihrem Verhältnis zur Mehrsprachigkeit erweist sich diese Forschungsmethode deshalb als sehr geeignet.

4.2 Positionierungsanalyse

Für die Analyse autobiographischer Erzählungen ist die Untersuchung der Positionierungen, mit denen der Erzähler sich in Bezug auf soziale Gruppen, gesellschaftlich festgelegte Normen und Werte und herrschende Einstellungen verortet, besonders aufschlussreich. Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN beschreiben, ist die Positionierung derjenige „Aspekt der Sprachhandlungen, mit denen Interaktanten sich soziale Positionen und Identitäten zuweisen“ und „eine der grundlegenden Formen [...], Identitäten in sozialen Interaktionen zu konstruieren und auszuhandeln“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 196).

Diese Annahme geht auf das Konzept der Positionierungsanalyse zurück (*positioning analysis* bzw. *theory*), das unter anderem durch BAMBERG 1997 und DAVIES/HARRÉ 1990 begründet wurde. Ursprünglich wurde dieses Konzept im Hinblick auf alltägliche Gesprächssituationen entwickelt. So bezeichnen DAVIES/HARRÉ die gegenseitige Positionierung der Interaktionspartner im Rahmen eines Gesprächs als grundlegend für deren Identitätsherstellung. „Positioning, as we will use it is the

discursive process whereby selves are located in conversations as observably and subjectively coherent participants in jointly produced story lines" (DAVIES/HARRÉ 1990: 48).

Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN und BAMBERG betonen, lässt sich die Positionierungsanalyse aber auch auf autobiographische und damit monologisch angelegte Erzählungen anwenden (vgl. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 202; BAMBERG 1997: 336).

KOROBOW fasst dieses erweiterte Konzept der Positionierungsanalyse folgendermaßen zusammen:

[P]ositioning analysis analyzes the different linguistic forms used to position oneself within different topics, during different interactive situations, and for the management of certain ideological tensions in the overall establishment of 'who I am' or 'who I am becoming' (KOROBOW 2001: 33).

Vertreter dieser Methode erklären ihr Ziel als „to more clearly identify the mechanisms through which linguistic and social processes become reified as observable products that may be glossed by others as 'identities'" (DE FINA/SCHIFFRIN/BAMBERG 2006a: 7).

Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN darlegen, sind in einer autobiographischen Erzählung zahlreiche Positionierungsaktivitäten möglich. Der Erzähler kann „sein erzähltes Ich¹⁵, „dessen Interaktionspartner in der Geschichte“, „sich selbst und die Zuhörer in der Erzählsituation positionieren“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 63)¹⁶.

¹⁵ Im Folgenden wird zwischen erzählendem Ich und erzähltem Ich unterschieden. Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN darstellen, findet im Erzählvorgang durch die Vergegenwärtigung vergangener Erfahrungen eine Verdoppelung der Zeitperspektive statt, die eine Verdoppelung des Ich impliziert. „Das *erzählende Ich* der aktuellen Erzählsituation stellt sein vergangenes Ich, das *erzählte Ich* als erinnerten Handlungsträger dar“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 24). Da der Erzähler sein erzählendes Ich in Bezug auf sein erzähltes Ich positionieren kann, ist diese begriffliche Trennung notwendig, auch wenn es sich biologisch um ein und dieselbe Person handelt.

¹⁶ Auch BAMBERG 1997 nennt diese drei Positionierungsebenen: Die Positionierung der Charaktere in der Erzählung, die Positionierung von Erzähler und Zuhörer und die Positionierung von erzähltem und erzählendem Ich.

Die folgende Abbildung von LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN verdeutlicht diese komplexen Positionierungsmöglichkeiten des Erzählers in seiner autobiographischen Erzählung.

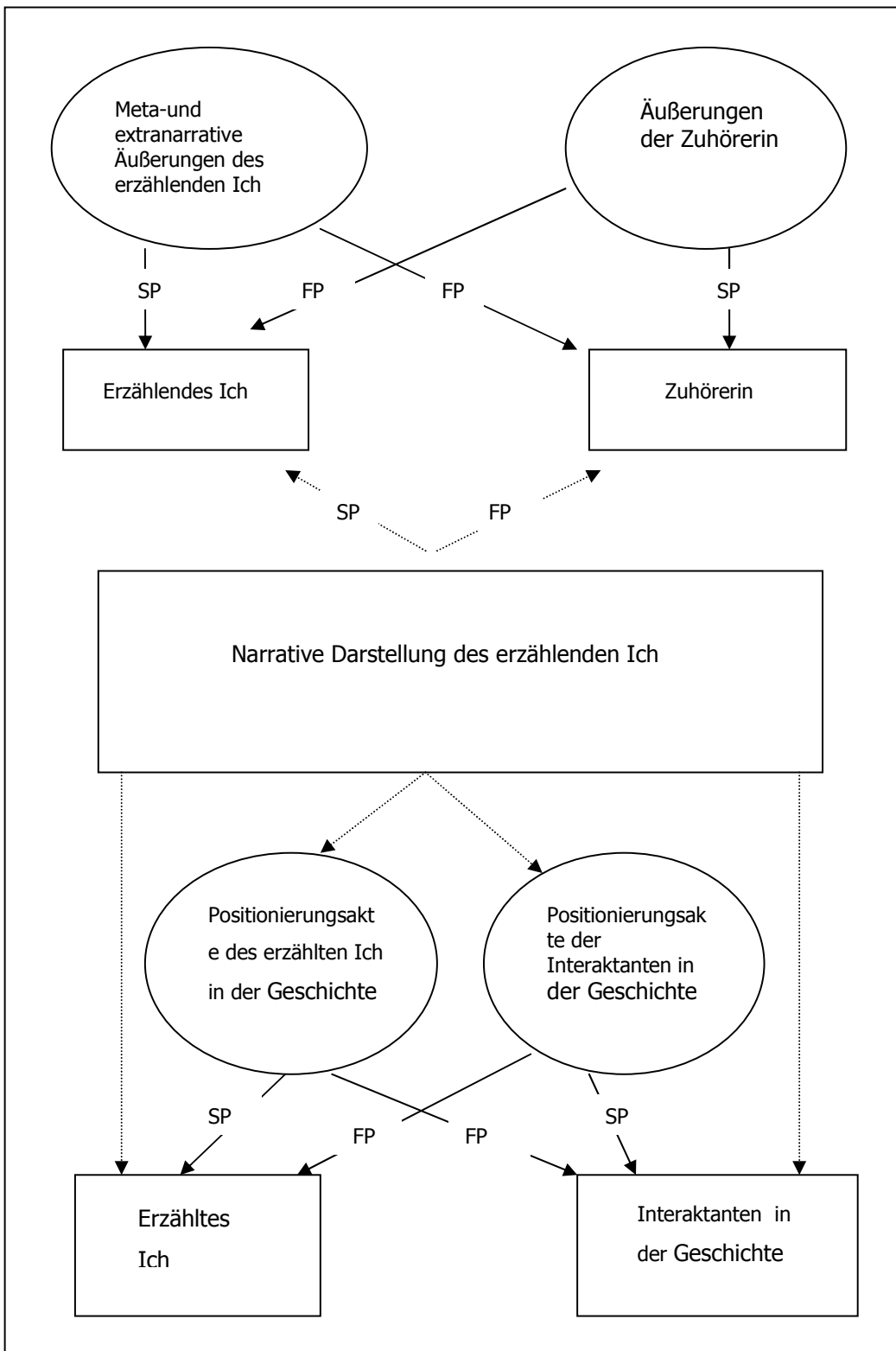


Abbildung 2: Positionierungen in autobiographischen Erzählungen. Aus: LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 209. (SP = Selbstpositionierung, d. h. selbst ausgeführte Positionierung der eigenen Person; FP = Fremdpositionierung, d. h. Positionierung der eigenen Person durch eine andere Person).

Positionierungen können durch zahlreiche Formen sprachlichen Handelns vorgenommen werden. DE FINA/SCHIFFRIN/BAMBERG nennen z. B. „modalization, constructed dialogue, meta-pragmatic descriptors and pronouns“ oder „the management of time categories in the reconstruction of their life experiences“ (DE FINA/SCHIFFRIN/BAMBERG 2006a: 8). Auch LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN verweisen auf die vielfältigen sprachlichen Mittel, mit denen der Erzähler Positionierungen vornehmen kann. „Positionierungen können durch praktisch alle Formen von sprachlichen Handlungen hergestellt werden“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 199). Die hervorgebrachten Positionen „manifestieren sich unter anderem darin, wie ich mich als Handelnden darstelle und meine Motive begründe, wie ich meinen Standpunkt darlege, wie ich auf die Positionszuweisungen meines Interaktionspartners reagiere und wie ich seine Beiträge auffasse“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 200).

Im Folgenden soll also erstens untersucht werden, wie die Erzählerinnen sich in Bezug auf die für sie relevanten nationalen Gruppen der Deutschen und Polen positionieren und dadurch ihre eigene soziale Identität her- und darstellen und zweitens, wie sie sich zu dem Thema der Mehrsprachigkeit positionieren. Diese Haltung wird sich dabei hauptsächlich darin widerspiegeln, wie die Erzählerinnen zu ihrer nicht immer fehlerfreien Verwendung des Deutschen stehen. Dabei wird deutlich werden, dass vor allem die Positionierungen, die die Erzählerinnen in Bezug auf die Charaktere innerhalb ihrer Erzählungen vornehmen, sowie die Positionierungen ihres erzählenden Ich in Bezug auf ihr erzähltes Ich für die Analyse der sozialen Identität und des Verhältnisses zur Mehrsprachigkeit von Bedeutung sind.

4.3 Analyse des ersten Interviews

4.3.1 Überblick über den Verlauf des Interviews

Das erste Interview ist von circa 30 Minuten Länge und wurde am 20.10.2006 in der Wohnung der Interviewten geführt. Die Interviewte, die im Folgenden Maria genannt wird¹⁷, wurde in Oberschlesien geboren und lebte dort, bis sie 1989 mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern nach Deutschland immigrierte. Da Maria von sich aus viel erzählte, verlief das Gespräch insgesamt sehr flüssig. Das Interview beginnt mit der Erzählaufforderung „Bitte erzählen Sie mir, wie es Ihnen als Einwanderin in Deutschland mit einer neuen Sprache von den Anfängen bis heute ergangen ist“. Darauf folgt eine ca. 10-minütige Erzähleinheit¹⁸ Marias, in der sie zunächst darstellt, dass bei ihrer Ankunft in Deutschland so gut wie gar keine Deutschkenntnisse vorhanden waren. Sie kommt anschließend auf ihre Heimat in Oberschlesien zu sprechen und berichtet, dass es ihr als junges Mädchen vor allem wichtig war, die polnische Sprache fehlerfrei zu beherrschen, während das Deutsche eine nebenrangige Stellung einnahm. Maria thematisiert mehrmals ihre Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache, erläutert das heutige Sprachverhalten in ihrer Familie und spricht über ihr Versäumnis, bereits als Kind von ihren Eltern Deutsch gelernt zu haben. Bevor sie diesen ersten Erzählabschnitt abschließt, betont sie, dass ihr vor allem die deutsche Rechtschreibung Probleme bereitet. Auf eine erste Nachfrage von mir berichtet sie über die Sprache im Zusammenhang mit ihrem Beruf und den damit in Deutschland verbundenen Schwierigkeiten. Auf eine Frage nach Diskriminierung aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse berichtet Maria

¹⁷ Die Namen meiner Interviewpartnerinnen sowie die Namen von Personen, die während der Interviews genannt wurden, wurden aus Gründen der Wahrung der Anonymität meiner Interviewpartnerinnen im Transkript abgeändert.

¹⁸ In diesem Zusammenhang wird der Begriff „Erzählung“ im weiteren Sinne für die gesamte autobiographische Erzählung der Interviewten verwendet. Während der autobiographischen Erzählung wechselt die Interviewte jedoch zwischen verschiedenen Textsorten wie der Erzählung im engeren linguistischen Sinne, der Beschreibung und der Argumentation (vgl. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002, Kapitel 7).

hauptsächlich von Problemen in Schlesien, nicht bzw. nur nebensächlich von negativen Erfahrungen in Deutschland. Daraufhin stellt sie auch die damals in Schlesien vorherrschende positive Einstellung zu Deutschland und ihre Pläne und Gründe für ihre Migration dar. Nach einer letzten Frage zum Erlernen des Deutschen erläutert Maria noch einmal Probleme mit der deutschen Sprache, vor allem mit der Rechtschreibung, und benennt einige lexikalische Unterschiede zwischen der deutschen und der polnischen Sprache, um die Verschiedenheit der beiden Sprachsysteme zu demonstrieren.

4.3.2 Analyse der sozialen Identität

Maria etabliert im Laufe der Erzählung einen deutlichen Kontrast zwischen ihrer sozialen Identität vor und nach ihrer Migration nach Deutschland. An dem folgenden Interviewausschnitt soll zunächst analysiert werden, wie sie ihre soziale Identität vor ihrer Migration darstellt.

0602 M: u:nd=äh-
0603 die (.) menschen in polen;
0604 haben uns gehasst wie die pest;
0605 V: aha,
0606 (--)
0607 M: die die waren also zu uns-
0608 vielleicht wegen dem krieg oder so;
0609 V: ja-
0610 M: das ist äh (.) kann alles möglich sein;
0611 jedenfalls uns haben immer so gehänselt. (.)
0612 ja,
0613 als als so äh kann man sagen so-
0614 () wie kann ich das jetzt äh (.) genau
beschreiben-
0615 also-
0616 als böse äh böse menschen ja,
0617 V: [hm=hm]-
0618 M: [die haben] (uns auch) uns immer die äh von hans von
(lang)-
0619 die haben immer so auf polnisch so gesagt-
0620 ich kann es-
0621 also das (ist) wir sind deutsche.

Maria etabliert zu Beginn dieses Ausschnittes einen Kontrast zwischen den „Menschen in Polen“ und „uns“ (Z. 0603-0604). Durch die Verwendung des Pronomens „uns“, also der Plural- statt der Singularform, stellt sich Maria dabei als

Mitglied einer Gruppe dar. Wie CZYŻEWSKI U. A. betonen, ist „bereits die morphologische Markierung der grammatischen Kategorie der Person, die sich [...] in den Pronomina zeigt“, für „die Selbstzuordnung der Sprecherin zu einer größeren Gruppe“ von Belang (CZYŻEWSKI U. A. 1995: 42).

In diesem Abschnitt konstruiert Maria ihre soziale Identität durch das Mittel der Kategorisierung, das von LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN als eins der sprachlichen Mittel zur sozialen Positionierung des Erzählers aufgeführt wird (vgl. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 199).

Das Konzept der Kategorisierung geht ursprünglich auf SACKS zurück, der beobachtete, welche grundlegende Rolle das Zusammenfassen einzelner Elemente zu größeren sprachlichen Kategorien für die Organisation der Welt spielt. In der Folge von SACKS' Forschungen zu Kategorien und ihrer sprachlichen Form untersuchen Vertreter der daraus hervorgegangenen *membership categorization analysis* (MCA), wie Identität im Gespräch durch den Gebrauch von Kategorisierungen konstruiert wird. So gehen z. B. ANTAKI/WIDDICOMBE, die in dieser Tradition forschen, davon aus, dass „for a person to 'have an identity' – whether he or she is the person speaking, being spoken to, or being spoken about – is to be cast into a *category with associated characteristics or features*“ (ANTAKI/WIDDICOMBE 1998: 3; Hervorhebungen im Original). DE FINA/SCHIFFRIN/BAMBERG resümieren die Annahmen dieser Forschungsrichtung folgendermaßen:

[S]cholars in the Membership Categorization Analysis movement [...] have drawn attention to the fact that identity construction is often related to the definition of categories for inclusion or exclusion of self and others, and to their identification with typical activities and routines (DE FINA/SCHIFFRIN/BAMBERG 2006a: 3).

Mithilfe sprachlicher Kategorisierungen können sich Individuen also als Mitglieder bestimmter Gruppen mit bestimmten gruppentypischen Aktivitäten oder Eigenschaften etablieren oder sich von anderen Gruppen abgrenzen.

Kategorisierungen können beispielsweise durch die Verwendung von Pronomina, Nominalgruppen, Deiktika oder Kontrastierungen sprachlich realisiert werden¹⁹.

Maria benennt in diesem Ausschnitt zwei soziale Kategorien, die der Deutschen und die der Polen („wir sind deutsche“ (Z. 0621) – „die menschen in polen“ (Z. 0603)). In der sozialen Kategorie der Deutschen beansprucht sie durch den Pronominalgebrauch von „uns“ bzw. „wir“ Mitgliedschaft. Von der sozialen Kategorie der Polen hingegen grenzt sie sich deutlich ab. Diese Abgrenzung erfolgt zum einen durch den Wechsel der Pronomina („uns“/„wir“ – „die“). LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN legen dar, dass mit der Verwendung von Pronomina und deiktischen Ausdrücken „besonders ökonomisch Fragen der Zugehörigkeit ausgedrückt und Grenzen zwischen Gruppen von Sachverhalten und Personen gezogen werden“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 223). Der Sprecher kann durch sie sehr „subtil [anzeigen], welcher Gruppe er sich zurechnet, von wem er sich gerade abgrenzt und mit welchem Allgemeinheitsanspruch er seine Aussagen ausstattet“ (ebd.).

Maria verstärkt diese Abgrenzung durch die Zuschreibung negativer Handlungsweisen zu der sozialen Kategorie der Polen, deren Mitglieder Marias Gruppe gehänselt, sie als böse Menschen behandelt und mit Schimpfwörtern²⁰ belegt haben (Z. 0611-0619). CZYŻEWSKI U. A. betonen, dass die Zuschreibung negativer Eigenschaften zu der Gruppe, von der der Sprecher sich abgrenzt, ein häufig angewandtes Mittel zur Identitätskonstruktion ist.

Dies [die Konstruktion sozialer Identität] geschieht häufig mit Hilfe kontrastierender Formulierungsverfahren, d. h. in Form von Oppositionen, die zwischen verschiedenen 'Kategorien' aufgebaut werden. Dabei erweist sich das (negative) Reden über Dritte als eine Möglichkeit zum Aufbau eines (positiven) Selbstbildes (CZYŻEWSKI U. A. 1995: 78).

¹⁹ Vgl. die Übersicht zu den sprachlichen Mitteln des Kategorisierens in CZYŻEWSKI U. A. 1995: 56 und LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 214-218.

²⁰ Das Schimpfwort, das Maria hier aus dem Polnischen zu übersetzen versucht, ist wahrscheinlich „Hanys“, wie die Lektüre des Textes von BERLINSKA nahe legt: „Selbst wenn sich ein Schlesier eher als Pole fühlt, kann es ihm [...] widerfahren, als 'Hanys' beschimpft zu werden“ (BERLINSKA 2002: 277).

Die soziale Positionierung Marias verläuft in diesem Abschnitt also über den abgrenzenden Pronominalgebrauch („uns“/„wir“ – „die“), über die Benennung der aufgestellten sozialen Kategorien mit Nominalgruppen („wir sind deutsche“ – „die menschen in polen“) und über Kontrastierung der beiden Gruppen durch die Zuweisung negativer Handlungsweisen oder, nach SACKSScher Formulierung, *category-bound activities* (SACKS 1996: 336) zur fremden Gruppe. Durch diese sprachlichen Mittel zur Kategorisierung als ein wichtiges Verfahren der sozialen Positionierung konstruiert Maria an dieser Stelle also ihre soziale Identität als Deutsche und die soziale Kategorie der Polen als Gegengruppe.

In Bezug auf Marias Positionierung in diesem Abschnitt ist jedoch noch ein weiterer Aspekt von Bedeutung, der des *agency*, d. h. der dargestellten Handlungsmöglichkeit und Handlungsinitiative²¹. Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN betonen, ist die Positionierung des Erzählers im Hinblick auf das *agency* als aktiv handelnde oder von äußeren Umständen bestimmte Person ein zentraler Aspekt für die Analyse seiner narrativen Identität (vgl. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 59).

Laut BAMBERG hat der Erzähler die Möglichkeit, sich und andere innerhalb seiner Erzählung als „(a) the agent who is in control of while the action is inflicted upon the other; or (b) as the central character who is helplessly at the mercy of the outside (quasi ‘natural’) forces or who is rewarded by luck, fate, or personal qualities“ (BAMBERG 1997: 337) zu positionieren.

BAMBERG verdeutlicht die sprachlichen Konstruktionsmöglichkeiten des Sprechers in Bezug auf das *agency* und die damit einhergehenden moralischen Bewertungen der Aktanten in der Erzählung:

Languages typologically offer different lexical and grammatical choices for character and event construction and by making such choices speakers signal different perspectives (and position selves and others) in terms of more versus less agency,

²¹ Im Folgenden wird der englische Ausdruck *agency* im Sinne von Handlungsmöglichkeit oder Handlungsinitiative verwendet. Ich ziehe den englischen Ausdruck vor, da das Konzept ebenso wie das des *positioning* aus der englischsprachigen Forschung stammt und die deutsche Übersetzung (Handlungsmöglichkeit bzw. Handlungsinitiative) weit umständlicher ist als das englische Original.

dynamism, and affectedness. In this way, speakers can downplay or foreground characters' (as well as their own) involvement in narrated events and event sequences, and also create evaluations and stances with regard to who is morally right or at fault (BAMBERG 2005: 10).

Wichtig ist also nicht nur, ob der Erzähler sich als Handelnden oder Erduldenden darstellt, sondern auch die moralische Bewertung, die damit einhergeht. Die Konstruktion von Passivität beinhaltet somit immer auch eine Positionierung als in Bezug auf die jeweilige Situation unverantwortliche, unschuldige Person.

Die Positionierung des Erzählers in Bezug auf sein *agency* kann im Laufe der Erzählung häufig und schnell wechseln, so dass er sich in Bezug auf ein bestimmtes Erlebnis als die Situation bestimmend, in Bezug auf ein anderes Erlebnis als von der Situation oder anderen Personen bestimmt positionieren kann. Auch LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN führen aus, dass „[i]n den meisten autobiographischen Erzählungen [...] beide Perspektiven aufscheinen [werden]. Die jeweilige Gestaltung und der Vorrang des einen oder anderen Darstellungsprinzips als Ausdruck des Erlebten charakterisieren zentrale Aspekte der 'narrativen Identität'“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 59). Die Analyse des *agency* kann deshalb nur kleinflächig ausfallen.

Maria positioniert sich und ihre Gruppe in diesem Interviewausschnitt als passiv unter dem abwertenden Verhalten der Polen Leidende. Diese Positionierung wird dadurch erzeugt, dass jede beschriebene Handlung von den Polen ausgeht („haben uns gehasst wie die pest“ (Z. 0604), „uns haben immer so gehänselt“ (Z. 0611), „die haben (uns auch) uns immer die äh von hans von (lang) die haben immer so auf polnisch so gesagt“ (Z. 0618-0619)), während von den Deutschen keinerlei Handlung ausgeht. Durch den Erklärungsansatz „vielleicht wegen dem krieg oder so“ (Z. 0608) deutet Maria an, dass sie zwar eine ungefähre Vorstellung, aber keine konkrete Erklärung für das abwertende Verhalten der Polen gegenüber ihrer eigenen sozialen Gruppe hat. Damit weist sie darauf hin, dass sie die Verspottung und Abweisung, die sie durch die soziale Kategorie der Polen erfahren hat, als unbegründet empfindet. Sie positioniert sich als Erduldende, die die ungerechtfertigten Beschimpfungen als „böser Mensch“ und „Hanys“ ertragen muss. Mit der Konstruktion dieser Passivität signalisiert Maria, dass nicht sie als Mitglied der sozialen Kategorie der Deutschen sich aktiv und willentlich von der sozialen

Kategorie der Polen abgegrenzt hat, sondern dass diese Ab- bzw. Ausgrenzung vielmehr von Seiten der Polen erfolgte.

Diese Form der Darstellung erinnert an eine Leidensgeschichte, wie sie von REHBEIN beschrieben wird.

Der individuelle Aktant (der auch der Erzähler ist) hat sich nach bestem Wissen und Gewissen nach den gesellschaftlichen 'Regeln', 'Normen' verhalten, der Aktant ist jemand, der weder Schlechtes tut noch Schlechtes erwartet. Die Leidensgeschichte beginnt nun meist damit, daß gerade durch ein ganz normales Verhalten eine gegengerichtete Handlung heraufbeschworen wird: Dieser Beginn ist eine Verstrickung; in ihr zeigt sich zugleich die Grundkonstellation der Geschichte, deren Opfer der individuelle Aktant ist. Die gegengerichtete Handlung hat zumeist einen Aktanten, der in einer spezifischen Rolle verstanden wird, nämlich als Aggressor" (REHBEIN 1980: 68)

Da Maria diese Situation in deskriptiver und nicht in erzählender Form²² darstellt, lässt sich dieser Ausschnitt nicht eindeutig als Beginn einer Leidensgeschichte nach REHBEIN bestimmen. Durch die Positionierung ihres erzählten Ich als Opfer unbegründeter Handlungen anderer wird eine Parallele zu der Erzählform der Leidensgeschichte jedoch durchaus deutlich.

Mit Verwendung der Konjunktion „also“ (Z. 0621), mit der Maria die abschließende Äußerung dieser Einheit einleitet, konstruiert sie einen kausalen Zusammenhang zwischen ihrer deutschen Identität und der schlechten Behandlung durch die Polen. Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN beschreiben, kann „also“ als Argumentationsindikator fungieren, durch den „eine argumentative Relation“ zwischen Äußerungen hergestellt wird (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 249). Mit der Konstruktion dieses Kausalzusammenhanges macht Maria deutlich, dass ihre Selbstidentifikation als Deutsche vor ihrer Migration durch die Fremdentifizierung von Seiten der Gegengruppe unterstützt wurde und sie aufgrund dieser Identität unter Beschimpfungen und Hänseleien zu leiden hatte.

²² Zur Unterscheidung der Textsorten Deskription und Narration vgl. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002 Kapitel 7. Ich werde in Kapitel 4.3.3 näher auf die erzählende Form der Darstellung eingehen.

Der folgende Interviewausschnitt entstammt einer Erzähleinheit über Marias erste Zeit nach ihrer Migration in Deutschland. Bereits hier wird ansatzweise deutlich, dass die soziale Identität Marias sich mit der Migration verändert hat.

0175 M: und dann hab ich den eindruck alle gucken auf mich;
0176 V: [ah:]
0177 M: [die wissen] schon; (-)
0178 die (.) ausländerin und so weiter;

Maria stellt in diesem kurzen Ausschnitt dar, dass sie in Deutschland von den Binnendeutschen²³ als „Ausländerin“, das heißt als jemand, dem es nicht zusteht, Mitgliedschaft in der sozialen Kategorie der Deutschen zu beanspruchen, kategorisiert wird²⁴.

Maria verwendet hier die indirekte Redewiedergabe in vereinfachter Form, d. h. ohne *Verbum dicendi*, um die Fremdkategorisierung ihrer Person als „Ausländerin“ darzustellen (Z. 0178). Dadurch positioniert sich Maria erneut in Bezug auf ihr *agency* als von anderen Personen bestimmt. Nicht sie grenzt sich von der sozialen Kategorie der Binnendeutschen, auf die sie hier mit dem Pronomen „die“ verweist, ab, sondern sie wird aus dieser sozialen Gruppe ausgegrenzt.

Mit dem zitierten Lexem „Ausländerin“ nimmt Maria Bezug auf den stereotypen Charakter, der dieser Fremdkategorisierung innewohnt. Wie CZYŻEWSKI U. A. darstellen, besteht zwischen einer Kategorisierung und einem Stereotyp ein fließender Übergang. Das Stereotyp entsteht dort, wo sich Kategorisierungen verfestigt haben (vgl. CZYŻEWSKI U. A. 1995: 46). QUASTHOFF definiert das Stereotyp folgendermaßen:

Ein Stereotyp ist der verbale Ausdruck einer auf soziale Gruppen oder einzelne Personen als deren Mitglieder gerichteten Überzeugung. Es hat die logische Form

²³ Der Ausdruck „Binnendeutsche“ wird hier und im Folgenden für die Gruppe der in Deutschland geborenen und aufgewachsenen Deutschen in Abgrenzung von den Aussiedlern verwendet.

²⁴ Aus dem Kontext ergibt sich eindeutig, dass Maria mit „die“ bzw. „alle“ auf Binnendeutsche verweist.

eines Urteils, das in ungerechtfertigt vereinfachender und generalisierender Weise, mit emotional wertender Tendenz, einer Klasse von Personen bestimmte Verhaltensweisen zu- oder abspricht. Linguistisch ist es als Satz beschreibbar (QUASTHOFF 1987: 786).

Maria führt das Stereotyp an dieser Stelle zwar nicht vollständig aus, deutet die mit „Ausländerin“ stereotyp verbundenen Eigenschaften aber mit „und so weiter“ (Z. 0178) an²⁵. Wie QUASTHOFF ausführt, werden Stereotype verwendet, „to mark distance towards outgroups and stress ingroup solidarity“ (QUASTHOFF 1987: 791).

Durch das Zitieren dieses auf sie von den Binnendeutschen angewandten Stereotyps der Ausländerin macht Maria also deutlich, dass ihre Mitgliedschaft in der sozialen Kategorie der Deutschen, die zuvor in Polen uneingeschränkt bestanden hatte, in Deutschland nicht mehr selbstverständlich ist.

In dem folgenden Interviewabschnitt bringt Maria die bisher ansatzweise deutlich gewordene Problematik ihrer sozialen Identität auf den Punkt.

0640 M: ja:,
0641 u:nd=äh- (.)
0642 dann äh- (.)
0643 wir waren da gehänselt;
0644 in polen-
0645 äh: waren wir als als deutsche,
0646 V: hm=hm-
0647 M: und hier sind wir als polen.
0648 V: <<gehaucht> oh>
0649 M: ne-
0650 so aber- (.)
0651 naja.
0652 V: hm=hm-
0653 M: [()]
0654 ja al[so]-
0655 V: [ja]-
0656 M: muss man schon hartnäckig sein;
0657 M: sonst äh (wenn) man zu:-
0658 kann man sagen äh sensibel ist-
0659 dann (.) dreht man am rad.

²⁵ Laut LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN können Vagheiten und Andeutungen dieser Art von der Erzählerin verwendet werden, um „eine exklusive Vertrautheit, ja eventuell sogar eine Art Komplizenschaft mit der Zuhörerinnen herzustellen, da sehr spezifisches gemeinsames Vorwissen erforderlich ist, um die Anspielung richtig, d. h. in ihrer vollen Tragweite zu verstehen (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 224).

Maria etabliert durch die Verwendung der Deiktika „da“ – „hier“ und durch den Tempuswechsel vom Präteritum zum Präsens „waren“ – „sind“ einen räumlichen Kontrast zwischen Polen und Deutschland und einen zeitlichen Kontrast zwischen dem Leben vor und dem Leben nach der Migration (Z. 0643-0647). Diese Kontrastierung wird durch die syntaktisch parallele Konstruktion „da waren wir als“ – „hier sind wir als“ hervorgehoben. Durch diese erzählerischen Gestaltungsmittel unterstreicht Maria den Gegensatz zwischen der Fremdkategorisierung ihrer Person damals in Polen („als deutsche“ (Z. 0645)) und heute in Deutschland („als polen“ (Z. 0647)). Der syntaktische Parallelismus hebt jedoch hervor, dass in beiden Ländern die Situation prinzipiell die gleiche war, denn in Polen wie auch in Deutschland wurde und wird Maria nicht als Mitglied der sozialen Mehrheitskategorie akzeptiert. Auch in diesem Ausschnitt positioniert sich Maria in Bezug auf das *agency* als fremdbestimmt. Dies wird in den Formulierungen „waren wir als deutsche“ (Z. 0645) und „sind wir als polen“ (Z. 0647), die als elliptische Passivkonstruktionen zu sehen sind, deutlich. Die aktiv Handelnden sind jeweils die anderen, die Vertreter der jeweils fremden Gruppe der Polen oder der Deutschen, die Maria die Mitgliedschaft in ihrer jeweiligen sozialen Gruppe verweigern.

Maria stellt metaphorisch dar, dass dieser Zustand schwer erträglich ist („dann (.) dreht man am rad“ Z. 0659). Laut LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN werden metaphorische Ausdrücke oft verwendet, um „Anschaulichkeit, Prägnanz und Evidenz“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 221) der Darstellung zu erhöhen.

Diese Wertung der Situation nimmt sie durch die Verwendung des unpersönlichen Pronomens „man“ vor. Diese allgemeine Pronominalverwendung ist gerade für die Darstellung von schwierigen Erfahrungen typisch. BREDEL 1999 unterscheidet in der Verwendung dieses neutralen Personalpronomens zwischen der generischen, der attributiven und der circumstantiellen Bedeutung (vgl. BREDEL 1999: 126-133). Der Terminologie von BREDEL folgend, kann das von Maria an dieser Stelle verwendete „man“ als circumstantielles oder ich-ersetzendes „man“ klassifiziert werden, da die personenbezogene Referenz aus dem Kontext rekonstruierbar ist.

[D]as ich-ersetzende man [springt] an Positionen des Diskurses [ein], die für den Sprecher problematische Erfahrungen aktivieren und die daher eine reibungslose Selbst- bzw. Erlebnisrepräsentation gefährden. Mit man kann dieses Problem doppelt

behooben werden: 1. Durch die neutralisierende Bedeutung von *man* kann der Sprecher seine persönliche Erfahrung departikularisieren; 2. Über die höreinklusierende Bedeutung von *man* wird der Hörer als potentieller Perspektivträger der Aussage mitkodiert (Bredel 1999: 132).

Maria bewertet ihre Situation, weder zu der sozialen Kategorie der Deutschen noch zu der der Polen zu gehören, mit der Verwendung einer Metapher sehr eindrücklich als schwer erträglich und leidvoll, während sie durch den Gebrauch des ich-ersetzenden *man* die Individualität ihrer Empfindung abschwächt.

4.3.3 *Analyse des Verhältnisses zur Mehrsprachigkeit*

Wie TREICHEL betont, lässt sich die Bedeutung von Mehrsprachigkeit für das Leben einer mehrsprachigen Person in deren autobiographischen Erzählung ablesen, da davon auszugehen ist, dass die Erfahrungen und Verarbeitungsprozesse des Erzählers ihre Entsprechung in der sprachlichen Gestaltung der autobiographischen Erzählung finden.

A synopsis of outer and inner experiences lived through by the biography incumbent, process structures of the life course, social processes, and processes of the verbalisation of biographical experience within the format of an autobiographical overall narrative provides the potential to explore and understand different ways in which bilingualism and biculturalism may become biographically relevant (TREICHEL 2004: 72).

Verschiedene Einstellungen zu oder Erfahrungen mit Mehrsprachigkeit drücken sich also in der Art, wie sie innerhalb der autobiographischen Erzählung sprachlich verarbeitet werden, aus. Von Bedeutung ist dabei vor allem die vom Erzähler eingenommene Haltung bzw. die in der Erzählung zum Ausdruck kommende Bewertung des dargestellten Themas oder der handelnden Charaktere.

Die Positionierungen, die das erzählende Ich in Bezug auf das erzählte Ich ausführt, sind dabei sehr aufschlussreich. So kann der Erzähler bei der Darstellung eines bestimmten Erlebnisses oder einer Erfahrung eine deutliche Distanz zum Ausdruck bringen und zwischen seiner damaligen und seiner heutigen Sicht unterscheiden, er kann sich aber auch voll und ganz mit der dargestellten Sicht oder dem Verhalten seines erzählten Ich identifizieren. Auch BROCKMEIER stellt fest: „[T]he narrator does not just tell the story of the protagonist, but he also makes clear his stance towards

this protagonist; he positions himself within a moral and affective framework” (BROCKMEIER 2000: 59-60).

Im folgenden Abschnitt beschreibt Maria, dass sie sich in Gesprächen mit Binnendeutschen anfangs möglichst zurückgehalten hat, um nicht aufgrund ihrer fehlerhaften Verwendung des Deutschen als Ausländerin kategorisiert zu werden.

0169 M: u:nd=ähm am anfang-
0170 habe ich einfach mich äh ganz äh so dann eben
zurückgehalten;
0171 V: hm=hm-
0172 M: so ich hab äh gar keinen ton gesagt,
0173 [als äh] was sagen und falsch sagen ja,
0174 V: [ah ja] hm=hm hm=hm-
0175 M: und dann hab ich den eindruck alle gucken auf mich;
0176 V: [ah:]
0177 M: [die wissen] schon; (-)
0178 die (.) ausländerin und so weiter;
0179 V: [ah ja]-
0180 M: [und von] daher äh hab ich (nicht [immer]) gesagt.
0181 V: [hm=hm]-

An dieser Stelle evoziert Maria einen kausalen Zusammenhang zwischen ihrer fehlerhaften Verwendung des Deutschen und ihrer Fremdkategorisierung als Ausländerin, die, wie im vorigen Kapitel herausgestellt wurde, nicht ihrem Selbstbild als Deutsche entspricht. Sie sieht ihre deutsche Identität als durch ihre Mehrsprachigkeit gefährdet an. Maria grenzt diese Probleme jedoch zeitlich ein, indem sie die Äußerung mit „am anfang“ (Z. 0169) einführt. Durch diese zeitliche Abgrenzung macht sie deutlich, dass sie diese Phase, in der ihr die Sprachsituation so unangenehm war, dass sie zu Verstummen geführt hat („gar keinen ton gesagt“ (Z. 0172)), hinter sich gelassen hat.

Diese Äußerung beschreibt eindeutig eine negative Haltung zur Mehrsprachigkeit, die als Bedrohung empfunden wird. Maria re-inszeniert diese von ihr empfundene Bedrohung sehr deutlich ab Zeile 0175 in Form einer erzählerischen Darstellungsweise, die hier durch den Gebrauch des szenischen Präsens und durch

die szenische Darstellung der Situation gekennzeichnet wird²⁶. Dadurch versetzt Maria sich selbst und die Zuhörer in die damalige bedrohende Situation, die durch das Bild „alle gucken auf mich“ (Z. 0175) erneut hervorgerufen wird.

Wie BREDEL beschreibt, erreicht der Erzähler „über die Verwendung des szenischen Präsens und zudem einer ‚Atomisierung‘ der Erlebnisrepräsentation“ (BREDEL 1999: 67) „eine neuerliche Involvierung in das Geschehen“ (ebd.). Auch LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN legen dar, dass die re-inszenierende Darstellung einer Erfahrung ein Zeichen für die persönliche und emotionale Involvierung des Erzählers ist und auf die „subjektive Bedeutsamkeit“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 228) dieser Erfahrung hinweist.

Auch wenn Maria sich durch die Zeitangabe „am anfang“ von dem Verhalten ihres erzählten Ich, das aus Angst vor der Fremdkategorisierung als Ausländerin verstummt, distanziert, signalisiert sie durch die Re-Inszenierung der bedrohlichen Situation also, dass sie die Ängste ihres erzählten Ich noch immer nachvollziehen kann und dieser Aspekt für sie auch heute noch für die Darstellung ihrer narrativen Identität von Bedeutung ist. Die Distanzierung von den Problemen und Ängsten ihres erzählten Ich wird deshalb abgeschwächt. Eine Identifikation mit den damaligen negativen Gefühlen ist nach wie vor vorhanden.

Der folgende Interviewausschnitt ist vor allem deshalb betrachtenswert, weil Maria in ihm das Gemischt-Sprechen thematisiert, das ein wichtiges Indiz für die Einstellung zur eigenen Mehrsprachigkeit ist.

0200 M: und=äh jetzt momentan jetzt ist so-
0201 wenn zum beispiel kommen die kinder,
0202 oder wir () mit meinem mann-
0203 wenn wir sprechen,
0204 dann äh (.) das wird (dann) also (.) durchwachsen. (-)

²⁶ Nach LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN entspricht die szenisch-episodische Darstellung einer Erzählung im engeren linguistischen Sinne. „Das Hauptmerkmal ist die Herstellung einer Szene mit einer dramatisierenden Form der Darstellung aus der Perspektive des damaligen Handelns und Erlebens“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 146). Ich werde in diesem Kapitel noch einmal ausführlicher auf die Merkmale einer Erzählung im engeren linguistischen Sinne zurückkommen.

0205 schlesisch; (.)
 0206 deutsch;
 0207 und äh wird also ein mix gemacht;
 0208 V: hm:,
 0209 M: aus zwei sprachen;
 0210 V: hm=hm hm=hm-
 0211 M: ja,
 0212 aber wir verstehen uns.
 0213 ()wir wissen [was] hier äh läuft.
 0214 V: [klar]-

Seit etwa den 1980er Jahren gibt es innerhalb der Mehrsprachigkeitsforschung viele Arbeiten zu dem Phänomen, dass verschiedene Sprachen von mehrsprachigen Sprechern oft nicht klar voneinander getrennt, sondern vermischt verwendet werden. AUER unterscheidet diese Sprachmischungen in *codeswitching*, *languagemixing* und *fused lects*. Von *codeswitching* kann demnach gesprochen werden, wenn „the juxtaposition of two codes (languages) is perceived and interpreted as a locally meaningful event by participants“ (AUER 1999: 310). *Languagemixing* dagegen bezeichnet „those cases of juxtaposition of two languages in which the use of two languages is meaningful (to participants) not in a local, but in a more global sense, that is, when seen as a recurrent pattern“ (ebd.). *Fused lects* schließlich sind „stabilized mixed varieties“ (ebd.).

Da ich auf der Grundlage dieser Interviews nicht beurteilen kann, welcher Art die angesprochenen Sprachmischungen tatsächlich sind, bleibe ich bei dem allgemeinen Begriff des Gemischt-Sprechens und benutze ihn in der allgemeinen Bedeutung, dass die Sprecher mehrere Sprachen in einer der drei vorgestellten Arten mischen. Es ist für mein Untersuchungsinteresse nicht wichtig zu entscheiden, wie und in welchem Grad die Sprecher tatsächlich die Sprachen mischen, sondern dass sie ihr Sprachverhalten selbst als eine Mischung oder einen Mix bezeichnen und dazu eine gewisse Haltung ausdrücken.

Maria äußert sich in diesem Ausschnitt nicht explizit abwertend über die Sprachmischungen in ihrer Familie, deutet aber dennoch eine eher negative Haltung an. Dies wird zunächst in Zeile 0204 deutlich, in der Maria die Sprache innerhalb der

Familie zusammenfassend mit dem leicht negativ konnotierten Adjektiv „durchwachsen“²⁷ bezeichnet, bevor sie im Folgenden näher ausführt, dass die beiden Sprachen Schlesisch und Deutsch gemischt werden. Auch in Zeile 0212-0213 wird eine eher ablehnende Haltung gegenüber dem Gemischt-Sprechen angedeutet, denn Maria führt ihre Äußerung, innerhalb der Familie würden diese Sprachmischungen verstanden, mit „aber“ ein. Die Verwendung der konzessiven Konjunktion „aber“ ist laut LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN ein Hinweis auf „die Auseinandersetzung des Erzählers mit Erwartungen, die man normalerweise haben sollte, mit Positionen, die andere einnehmen, oder mit relevanten Möglichkeiten, die eine Vergleichsfolie für die Einschätzung des Faktischen bereit stellen“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 225-226). Maria rechtfertigt in dieser Äußerung das Gemischt-Sprechen innerhalb ihrer Familie, ohne dass sie durch eine negative Bemerkung seitens der ZuhörerIn dazu veranlasst wurde. Dies ist ein Zeichen dafür, dass sie dem Gemischt-Sprechen selbst eher negativ gegenübersteht oder es zumindest als normalerweise von anderen negativ bewertet einschätzt und sich deshalb im Rechtfertigungszwang sieht.

Im folgenden Ausschnitt thematisiert Maria ihren Umgang mit der deutschen Schriftsprache.

0314 M: und=äh so sagen wir-
 0315 mit äh sprache-
 0316 probleme aber (.) so;
 0317 man sagt-
 0318 und nach paar minuten-(.)
 0319 einfach vergeht alles-
 0320 ach hat sie was falsch gesagt,
 0321 aber (nach halber stunde) vergisst derjenige was war
 falsch.
 0322 V: [hm=hm]-
 0323 M: [aber]-
 0324 mit rechtschreibung;
 0325 V: hm=hm-

²⁷ Vgl. Duden Band 8: Sinn- und sachverwandte Wörter und Wendungen. Als sinnverwandte Wörter für „durchwachsen“ werden z. B. angegeben: „mäßig“, „nicht besonders“, „unzulänglich“ (MÜLLER 1972: 451).

0326 M: da: muss ich ehrlich sagen-
 0327 hab ich immer bange;
 0328 V: [ah:]-
 0329 M: [wenn] ich muss was schreiben ne,
 0330 und [wenn] ich [schreibe] was [falsch]-
 0331 V: [ja] [hm=hm] [hm=hm]-
 0332 M: dann dann ist mir peinlich [einfach];
 0333 V: [hm=hm]-
 0334 ja.
 0335 (--)

Maria konstruiert in diesem Ausschnitt einen Kontrast zwischen der gesprochenen und der geschriebenen deutschen Sprache. Dabei spricht sie einen grundlegenden Unterschied zwischen diesen beiden Sprachformen an: Gesprochenes ist flüchtig, Geschriebenes ist dauerhaft²⁸. Vor diesem Unterschied charakterisiert Maria sich selbst als Person, der die fehlerhafte Anwendung der deutschen Rechtschreibung „peinlich“ (Z. 0332) ist und ihr deshalb „immer bange“ (Z. 0327) ist, wenn sie etwas schreiben muss. Durch den etablierten Kontrast zu der gesprochenen Sprache, in der eventuelle Fehler nicht fixiert werden, so dass der Gesprächspartner schnell vergisst „was war falsch“ (Z. 0321), wird deutlich, dass Maria sich davor scheut, die deutsche Sprache schriftlich anzuwenden, weil eventuell auftretende Fehler in diesem Fall fixiert und definitiv sind.

Durch diese explizite Selbstpositionierung zeigt Maria an, dass ihr die fehlerfreie Verwendung der deutschen Sprache wichtig ist. Der Umgang mit der deutschen (Schrift-)Sprache bereitet Maria Schwierigkeiten und erfolgt nur gehemmt, da sie befürchtet, ihre Mehrsprachigkeit könne sich darin in Form von Fehlern niederschlagen und vor allem fixiert werden. Dabei gibt Maria als Begründung für ihre Hemmungen beim Schreiben nicht an, dass ihre Fehler tatsächlich die Kommunikation beeinträchtigen, sondern sie sind ihr „peinlich einfach“ (Z. 0332). Diese Begründung zeigt, dass es Marias persönliches Interesse ist, die Sprache auch schriftlich fehlerfrei zu beherrschen.

²⁸ Vgl. z. B. FIEHLER U. A. 2004. Hier wird die „Kurzlebigkeit/Flüchtigkeit“ (FIEHLER U. A. 2004: 56) als das erste wesentliche Kriterium der mündlichen Kommunikation betrachtet.

Ein letzter Abschnitt, der einen wichtigen Anhaltspunkt zu Marias Verhältnis zur Mehrsprachigkeit bietet, soll hier analysiert werden.

0246 M: zum beispiel-
0247 wenn wir sind nach deutschland gekommen-
0248 wir waren auch äh so kann man sagen-
0249 ga:nz am boden; (-)
0250 ja,
0251 aber wir sind auch==
0252 =untereinander (die sprache war auch) äh ne,
0253 aber mh kann man sagen selber schuld.
0254 ich konnte-
0255 auch zu hause-
0256 und konnte ich auch ohne weitere äh fragen-
0257 zu meiner mutter oder (zu meinem vater)- (.)
0258 was bedeutet das oder-
0259 nee;;
0260 wenn ich sollte einen brief äh schreiben-
0261 weil meine mutter war schon krank-
0262 und und äh auch probleme mit mit augen gehabt;
0263 V: [hm=hm]-
0264 M: [dann]sollte ich ich schreiben-
0265 statt zu fragen,
0266 was heißt das oder was bedeutet das-
0267 nee einfach so:-
0268 geschrieben und fertig [aus]nikolaus;
0269 V: [hm=hm]
0270 M: [und das kam] mir so komisch vor;=
0271 V: [((lacht))]
0272 M: =als [ihr] ihn ihnen äh und so;
0273 V: [ja]
0274 V: [jaha]
0275 M: [(wir ihr)] ne, (.)
0276 aber-
0277 so blöd äh war äh man also als junge mäd[chen]-=
0278 V: [hm=hm]-
0279 M: =(weiß nicht)wie alt war ich-
0280 so sechzehn siebzehn,
0281 V: ah [ja];
0282 M: [ne],
0283 meine tante hat hier in bayern gewohnt,
0284 das war die äh schwester äh von meiner mutter,
0285 V: hm=hm-
0286 M: u:nd=äh- (.)
0287 da;
0288 meine mutter hat äh also- (.)
0289 kontakte nur per brief und äh so weiter-
0290 mit der schwester-
0291 V: [hm=hm]-
0292 M: [und wie] gesagt;
0293 sie konnte schon selber nicht schreiben-
0294 dann sollte ich;
0295 und nie:-
0296 wenn die äh eltern wollten ähm sich unterhalten-

0297 und so so kann man sagen-
 0298 weiß ich nicht-
 0299 vielleicht (über) weihnachtsgeschenke-
 0300 oder wie auch immer-
 0301 [also]-
 0302 V: [hm=hm]-
 0303 M: da haben immer deutsch gesprochen;
 0304 [ne];
 0305 V: [ah]ja hm=hm-
 0306 (-)
 0307 M: und=äh wir haben auch nicht (die) äh- (-)
 0308 geringste ahnung was die sagen oder so-
 0309 und (.) naja aber jetzt ist schon vorbei ne;
 0310 jetzt äh -(-)
 0311 <<seufzend> müssen wir irgendwie durch>.
 0312 (-)
 0313 V: hm=hm-

Maria bewertet ihre anfänglichen Probleme in Deutschland mit den Worten „selber schuld“ (Z. 0253). Im Gegensatz zu den bisher analysierten Interviewausschnitten konstruiert sie damit an dieser Stelle ein positives *agency* und positioniert sich auf diese Weise explizit als selbst für ihre Schwierigkeiten verantwortlich: Sie stellt dar, dass sie damals Handlungsmöglichkeiten gehabt hätte, diese aber nicht wahrgenommen hat. Damit eröffnet sie eine relativ lange Erzähleinheit, die als Begründung dafür angeführt wird, warum sie an ihrer Situation „selber schuld“ ist. In dieser Erzählung thematisiert sie ihr Verhalten als junges Mädchen in Schlesien und beschreibt, dass sie es trotz vieler Gelegenheiten versäumt hat, frühzeitig die deutsche Sprache zu lernen.

Die Struktur dieser Erzähleinheit ist bemerkenswert. In Zeile 0254-0259 erzählt Maria, dass sie die Gelegenheit versäumt hat, bereits als junges Mädchen von ihrer Mutter und ihrem Vater etwas über die deutsche Sprache zu erlernen. In Zeile 0260-0268 führt sie dieses Versäumnis genauer aus und auch in Zeile 0283-0295 kommt sie noch einmal auf dieses Verhalten zurück. Diese repetitive Struktur, in der die Pointe, dass Maria als junges Mädchen nie Bemühungen gezeigt hat, Deutsch zu lernen, dreimal wiederholt wird (Z. 0259, Z. 0267, Z. 0295) gibt nach REHBEIN

Aufschlüsse über die Verarbeitung der Erfahrung: Das Skandalon, das in allen repetierten Stücken auftritt, erscheint als psychisch unhintergehbare Barriere, die nicht in einen 'Metadiskurs' über erfahrene Wirklichkeit, wie etwa der Bericht es ist, transformiert werden kann, auf die vielmehr geradezu in einer Art Wiederholungszwang immer wieder rekuriert werden muß; das Skandalon verhindert seine eigene Bearbeitung“ (REHBEIN 1980: 104-105).

Diese repetitive Struktur der Erzählung deutet darauf hin, dass Maria Schwierigkeiten hat, das dargestellte Verhalten für ihre narrative Identität zu verarbeiten. Das Verhalten und die Einstellung ihres erzählten Ich sind für sie heute im wahrsten Sinne des Wortes unfassbar.

BREDEL (1999) führt eine Unterscheidung zwischen explorierendem und exemplifizierendem Erzählen ein. Während eine exemplifizierende Erzählung sich dadurch auszeichnet, dass ihre Form der Normalform einer Erzählung nach LABOV/WALETZ-KY entspricht²⁹ und „die Ereignisse vom Resultat her organisiert sind“ (BREDEL 1999: 62), wird diese Normalform beim explorierenden Erzählen aufgebrochen. „Im *explorierenden Erzählen* wird der zentrale narrative Prozeß der Überführung von Erlebnisdivergenzen in Erfahrungskonvergenzen nicht *nachträglich* für den Hörer organisiert, sondern *während* des Erzählens sprecherseitig vollzogen“ (BREDEL 1999: 62; Hervorhebungen im Original). Das explorierende Erzählen ist somit ein „erlebnisverarbeitender Diskurstyp“ (ebd.) und „stellt eine Form der problematischen Erfahrungsverarbeitung dar“ (BREDEL 1999: 60).

Nach BREDELS Terminologie kann auch Marias Erzählabschnitt als explorierendes Erzählen, in der eine problematische Erfahrung verarbeitet wird, bestimmt werden. Diese Erzählform signalisiert, dass Maria die dargestellte Erfahrung nur schwer für ihre narrative Identität verarbeiten kann und unterstreicht die Selbstvorwürfe, die schon in den einleitenden Worten deutlich werden: „aber mh kann man sagen selber schuld“ (Z. 0253).

²⁹ LABOV/WALETZKY (1967) haben eine strukturelle Normalform des Erzählens definiert. Demnach beginnen Erzählungen mit einem *abstract*, in dem der Inhalt der folgenden Erzählung angekündigt wird. Darauf folgt typischerweise die Orientierung, in der die Personen, Umstände und Schauplätze eingeführt werden. In der darauf folgenden Komplikation wird die eigentliche Handlung dargestellt. In diesem Abschnitt werden häufig das szenische Präsens und die Dialogwiedergabe als typische erzählerische Gestaltungsmittel eingesetzt. In dem anschließenden Resultat wird das Ergebnis der Handlung genannt. In der Coda der Erzählung werden Bewertungen und Lehren der Geschichte formuliert (vgl. LABOV/WALETZKY 1973: 111-125). Auch die Definition einer engeren linguistischen Erzählung nach LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN bezieht sich auf diese Normalform einer Erzählung (vgl. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 146-153).

Maria etabliert in diesem Abschnitt eine eindeutige Distanz zwischen dem Verhalten und der Einstellung ihres erzählten Ich und ihres erzählenden Ich. Diese Distanzierung erfolgt zum einen über die besondere Akzentuierung der drei oben erwähnten Pointen durch Vokallängung („nee:“ (Z. 0259), „nee einfach so:“ (Z. 0267), „nie:“ (Z. 0295)). Mit dieser Akzentuierung spielt Maria auf die Unbekümmertheit und Naivität ihres erzählten Ich an, die in der zweiten Pointe zusätzlich mit dem kindlich anmutenden Wortspiel „geschrieben und fertig aus nikolaus;“ (Z. 0268) evoziert werden. Zum anderen positioniert Maria ihr erzähltes Ich in Zeile 0277 mit den Worten „so blöd äh war äh man also als junge mädchen“. Mit dieser Charakterisierung als „blöd“ verdeutlicht sie die Distanz zwischen der Sicht ihres erzählenden und ihres erzählten Ich und positioniert sich, d. h. ihr erzählendes Ich damit als eine Person, die sich eine Gelegenheit zum relativ unproblematischen, frühen Erlernen der deutschen Sprache nicht wieder entgehen lassen würde und für die die deutsche Sprache heute einen hohen Stellenwert einnimmt.

Besonders aufschlussreich für ihr heutiges Verhältnis zur Mehrsprachigkeit ist jedoch die abschließende Evaluation, die typischerweise in der Coda des Erzählabschnittes explizit formuliert wird. Wie bereits in Kapitel 4.1 dargestellt wurde, besteht die zentrale Funktion autobiographischen Erzählens laut REHBEIN in der Interpretation und der Bewertung der erzählten Erfahrungen und Erlebnisse. Diese expliziten Bewertungen werden oft in der Coda eines Erzählabschnittes platziert³⁰. Auch LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN beschreiben diese abschließenden Bewertungen als zentrale Elemente einer Erzählung.

Hier schließt sich häufig als *Coda* eine abschließende Evaluation an, in der eine Quintessenz oder Moral der Geschichte formuliert wird, d.h. eine Lehre, Verallgemeinerung oder Erklärung, die zumeist über den Einzelfall hinaus abstrahierbar ist. Vor allem bei exemplarischen Erzählungen, die für einen bestimmten Erfahrungskomplex, eine Sozialbeziehung, eine biographische Episode als ganze etc.

³⁰ So beschreiben es auch LABOV/WALETZKY für die Normalform einer Erzählung, vgl. Fußnote 29.

stehen, ist die Moral die *raison d'être* der Erzählung überhaupt (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 149; Hervorhebungen im Original).

So formuliert Maria in Zeile 0311 die „Moral der Geschichte“ seufzend mit den Worten: „jetzt äh (-) müssen wir irgendwie durch“. Da sie es damals versäumt hat, sich die deutsche Sprache anzueignen, muss sie nun also mit den Schwierigkeiten, die die nicht perfekte Beherrschung der deutschen Sprache mit sich bringt, und den daraus resultierenden Selbstvorwürfen leben. Der Seufzer unterstreicht, dass Maria diese Situation als schwierig und unangenehm empfindet. Da diese Evaluation vom Standpunkt des erzählenden Ich und im Präsens vorgenommen wird, wird deutlich, dass Maria ihre migrationsbedingte Mehrsprachigkeit, die zu Unsicherheiten in der deutschen Sprache führt, auch heute noch als problematisch empfindet und nur schwer akzeptieren kann.

4.3.4 *Fazit*

In der Analyse der im ersten Interview von der Erzählerin her- und dargestellten sozialen Identität wurde gezeigt, dass Maria eine soziale Identität als Deutsche beansprucht. Diese Identität wurde vor ihrer Migration von der sozialen Gegenkategorie der Polen unterstützt. In Deutschland dagegen wird ihre soziale Identifikation als Deutsche von Vertretern dieser sozialen Kategorie nicht akzeptiert, im Gegenteil: In Deutschland gilt sie als Mitglied der sozialen Kategorie der Ausländer bzw. der Polen, von der sie vor ihrer Migration noch ausgeschlossen wurde.

Maria konstruiert in den analysierten Ausschnitten durch verschiedene sprachliche Mittel wie indirekte Redewiedergabe und Passivkonstruktionen ein überwiegend negatives *agency*³¹. Dadurch positioniert sie sich als Person, deren soziale Identität

³¹ Ich verwende den Ausdruck „negatives *agency*“ um zu beschreiben, dass der Erzähler sich als passiv, unschuldig und von anderen (Personen oder Umständen) bestimmt darstellt. Stellt der Erzähler sich im Gegenteil als derjenige dar, der im Besitz seiner

hauptsächlich von den jeweils anderen, d. h. vor der Migration von den Polen und nach der Migration von den Binnendeutschen, bestimmt wird. Dies führt zum Ausschluss aus beiden für sie relevanten sozialen Kategorien, der der Deutschen und der der Polen. Sie stellt ihre soziale Identität damit als uneindeutig und fremdbestimmt dar. Durch das negative *agency* sowie auch durch die ausdrückliche Betonung der aus der Situation resultierenden psychischen Belastung nimmt Marias Darstellung relevante Züge einer Leidensgeschichte an, so dass ersichtlich wird, dass Maria diese Situation als schwierig zu bewältigen und unangenehm empfindet. Mit diesem Ergebnis wird deutlich, dass Maria nicht die Identität einer bikulturellen Person annehmen möchte oder kann, die aus beiden sie betreffenden Kulturen eine neue, diese beiden Kulturen beinhaltende soziale Identität erschafft. Laut REITEMEIER wäre die Annahme einer solchen „hybriden“ (REITEMEIER 2006: 451) Identitätsform in Migrationssituationen zwar „realistisch bzw. gefordert“ (ebd.). Speziell Aussiedlern werde dies aber aufgrund der im Einwanderungsverfahren verlangten „absolute[n] Identifikation mit dem Deutschtum“ (ebd.) erschwert.

Maria fühlt sich mit ihrer als uneindeutig und gespalten empfundenen sozialen Identität also unwohl und leidet unter dem Zustand des scheinbar ewigen Ausgeschlossenenseins.

Auch die Analyse Marias Verhältnisses zu ihrer Mehrsprachigkeit hat ergeben, dass dieses Verhältnis eher problematisch ist und von Hemmungen und Selbstvorwürfen begleitet wird. So macht sie mit einer expliziten Selbstcharakterisierung deutlich, dass ihr die fehlerhafte Verwendung des Deutschen peinlich ist und sie sich vor allem davor scheut, sich schriftlich auf Deutsch auszudrücken, da eventuelle Fehler in diesem Fall fixiert werden. Dabei muss darauf hingewiesen werden, dass Maria diese Hemmungen in der Sprachverwendung nicht mit tatsächlichen Kommunikationsschwierigkeiten oder mit der Befürchtung, bei ihrer Arbeit nicht kompetent zu wirken, begründet. Fehler sind ihr „peinlich einfach“ (Z. 0332).

Handlungsfähigkeit und Herr der Lage ist, werde ich den Ausdruck „positives *agency*“ verwenden.

In einer explorierenden Erzähleinheit stellt sie ihre Selbstvorwürfe, nicht früher Deutsch gelernt zu haben, dar und distanziert sich von ihrem erzählten Ich, dem das Erlernen der deutschen Sprache nicht wichtig war. Sie positioniert ihr erzählendes Ich damit als Person, der das sichere Beherrschen der deutschen Sprache sehr wichtig ist. Die explizite Bewertung ihrer heutigen Situation mit den Worten „jetzt müssen wir irgendwie durch“ (Z. 0311) verdeutlicht abschließend, dass sie ihre (mehr)sprachliche Situation als problematisch einstuft.

Wie in Kapitel 2.1.2 ausgeführt wurde, bezeichnet Mehrsprachigkeit nicht die Fähigkeit, zwei oder mehrere Sprachen gleichermaßen gut auf muttersprachlichem Niveau zu beherrschen. Mehrsprachigkeit bedeutet vielmehr, dass eine Person sich regelmäßig zweier oder mehrerer Sprachen bedient und in der Lage ist, von einer Sprache in die andere zu wechseln, wenn die Situation es verlangt. Diese Definition von Mehrsprachigkeit beinhaltet die Tatsache, dass dabei häufig eine der betroffenen Sprachen nicht auf muttersprachlichem Niveau beherrscht wird, was zu Normverletzungen auf allen Sprachebenen führen kann. Wie dargestellt wurde, wird diese Art der Mehrsprachigkeit gerade in westlichen Gesellschaften als eher negativ empfunden und auch Maria bereitet sie Probleme.

Wie in Kapitel 2.2.2 dargestellt wurde, wird durch die nicht normgerechte Verwendung der Landessprache die abweichende soziale Identität eines Migranten unwillkürlich manifestiert. Selbst wenn er durch die Anwendung der deutschen Sprache seine Zugehörigkeit zu der sozialen Kategorie der Deutschen ausdrücken möchte, kann ihm von außen aufgrund von Regelverletzungen der deutschen Sprache eine abweichende soziale Identität auferlegt werden. Das Sprechen wird für ihn zum *act of identity*.

Diesen Zusammenhang thematisiert auch Maria in ihrer Erzählung, wenn sie von der Befürchtung spricht, aufgrund ihrer nicht normgerechten Verwendung des Deutschen als Ausländerin kategorisiert zu werden (Z. 0169-0181), was ihrer Selbstidentifikation als Deutsche zuwiderläuft. Hier deutet Maria an, dass die

Mehrsprachigkeit für sie identitätsbedrohende Aspekte hat. JESSNER (2007) beschreibt, dass viele Individuen sich „[i]n mehrsprachiger Umgebung [...] in permanenter Spannung zwischen selbstgewählten Identitäten und den Versuchen anderer, sie anders positionieren zu wollen [befinden]“ (JESSNER 2007: 27). Diese Spannung ist offenbar auch für Maria relevant. Sie stellt in ihrer Erzählung dar, dass dieser drohende Identitätsverlust sie zu Beginn ihres Lebens in Deutschland hat verstummen lassen. Durch die re-inszenierende und damit involvierende Darstellungsweise wird deutlich, dass Maria dieses Gefühl ihres erzählten Ich als angemessen und bedeutsam für ihre narrative Identität bewertet. Die Distanz von diesem Verhalten, die sie zunächst mit den Worten „am anfang“ aufbaut, wird dadurch abgeschwächt.

Maria bewertet auch die deutsch-polnischen (bzw. deutsch-schlesischen) Sprachmischungen in ihrer Familie implizit als eher negativ. LÜDI stellt fest, dass derartige Sprachmischungen allgemein häufig „als Zeichen von Dekadenz und als Beweis für eine wenig stabile und gestörte Persönlichkeit“ gewertet werden (LÜDI 2007: 49). Sollte ein Migrant dennoch selbstbewusst Sprachmischungen verwenden, so sei dies ein „Zeichen einer gelungenen pluriellen Identität“ (LÜDI 2007: 49).

So hat auch der Entscheid von Migranten, 'zweisprachig zu sprechen' klare identitäre Dimensionen, da er normativen Einstellungen sowohl der Herkunfts- wie auch der Aufnahmegesellschaft widerspricht. Transkodische Markierungen [...] fungieren in zweisprachigen Situationen als positiv bewertete, emblematische Spuren der zweisprachigen Identität, in dem sie die Zugehörigkeit der Sprecher zu einer zweisprachigen Gruppe deutlich machen und gleichzeitig verstärken (LÜDI 1996b: 324).

Marias leicht negative Bewertung des Gemischt-Sprechens ist also ein weiteres Zeichen dafür, dass sie Ausdrucksformen, die ihre deutsch-polnische Identität widerspiegeln und symbolisieren, nicht ohne Bedenken verwendet.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass sich meine eingangs aufgestellte Vermutung, die soziale Identifikation wirke sich auf das Verhältnis zur Mehrsprachigkeit aus, in diesem ersten untersuchten Fall bestätigt. Maria fühlt sich mit ihrer uneindeutigen sozialen Identität unwohl und hat dementsprechend auch zu ihrer Mehrsprachigkeit, die diese ungeliebte und als problematisch empfundene soziale Identität symbolisiert, ein eher problematisches Verhältnis. Bei Maria zeigt sich vor allem der identitätsbedrohende Aspekt, den die Mehrsprachigkeit für

Migranten und hier speziell für Aussiedler mit sich bringen kann. Maria beansprucht für sich eine deutsche Identität, die ihr von den Deutschen selbst jedoch nicht zuerkannt wird. Jede Sprachhandlung im Deutschen hat die Wirkung eines *act of identity*, denn der polnische Akzent verrät Marias 'verdeckte' plurikulturelle Identität und unterstützt die ungewünschte Fremdkategorisierung ihrer Person als Ausländerin oder als Polin. Der Umstand, als Deutsche die deutsche Sprache nicht auf muttersprachlichem Niveau zu beherrschen, führt bei Maria zu einem problematischen Verhältnis zu ihrer Mehrsprachigkeit.

4.4 Analyse des zweiten Interviews

4.4.1 Überblick über den Verlauf des Interviews

Das zweite Interview, das an dieser Stelle analysiert werden soll, ist von circa 35 Minuten Länge. Es wurde am 01. Juli 2007 im Haus meiner Interviewpartnerin geführt. Die Interviewte, die im Folgenden Ewa genannt wird, wurde in Oberschlesien geboren und lebte dort, bis sie 1988 mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern nach Deutschland immigrierte. Ewa bat mich bereits nach wenigen Minuten, ihr konkretere Fragen zu stellen, so dass dieses Interview zwar auch flüssig verlief, insgesamt aber mehr Fragen von mir gestellt wurden. Das Interview beginnt mit der Erzählaufforderung, die auch das erste Interview eingeleitet hat. Ewa beginnt ihre Erzählung mit dem Zeitpunkt ihrer Migration nach Deutschland und beschreibt die anfängliche Situation, ehe sie darstellt, dass sie bereits in Schlesien Kontakt zur deutschen Sprache hatte, und über die damalige Sprachsituation in Schlesien berichtet. Sie fährt fort mit ihrer Erzählung über ihr Leben in Deutschland und stellt ihren eigenen beruflichen Werdegang und den ihres Mannes dar. Mit Beendigung dieser Darstellung bittet Ewa mich, ihr weitere Fragen zu stellen. Meine erste Nachfrage ist, ob es Situationen gab, in denen sie sich aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse in Deutschland ausgeschlossen gefühlt habe. Daraufhin berichtet Ewa, dass das nie der Fall gewesen sei, da ihre Familie sofort guten Kontakt zu deutschen Familien hatte, die sie in ihre Gemeinschaft aufgenommen haben. Es folgt eine Frage nach dem heutigen Sprachverhalten in ihrer Familie. Ewa erläutert daraufhin Unterschiede und Gemeinsamkeiten

Deutschen und des Schlesischen und erzählt, dass es ihr als Kind schwer gefallen sei, in der Familie Schlesisch, in der Schule aber Polnisch zu sprechen. Auf eine erneute Nachfrage nach dem heutigen Sprachverhalten antwortet Ewa, dass ihre Familie die Sprachen vermischt. Die Kinder sprechen meist Deutsch, es ist ihr und ihrem Mann aber wichtig, dass ihre Kinder auch Polnisch sprechen können. Auf eine weitere Frage, welche Sprache sie als ihre Muttersprache bezeichne, benennt Ewa das Schlesische und berichtet erneut über ihre Schwierigkeiten als Kind, mal Schlesisch, mal Polnisch sprechen zu müssen. Anschließend stelle ich eine Frage zu den Gründen für die Migration nach Deutschland. Daraufhin berichtet Ewa, dass ein Großteil ihrer Familie bereits direkt nach dem Krieg nach Deutschland ausgewandert ist, und erklärt, warum ihr engerer Kreis der Familie zunächst in Polen geblieben ist. Sie berichtet, dass ihre Verbindungen zu der Familie in Deutschland ihnen in Polen viele Vorteile brachten, aber auch den Neid anderer auf sie zogen. Auf eine Frage, ob sie sich schon immer als Deutsche gefühlt habe, erzählt Ewa über den großen Einfluss ihrer deutschen Großmutter, auf den der Wunsch zur Migration nach Deutschland vor allem zurückzuführen sei. Auf eine Nachfrage zum Erlernen der deutschen Sprache berichtet Ewa über anfängliche Schwierigkeiten und wie sie gemeistert wurden. Nachdem das Interview eigentlich schon beendet war, kamen im anschließenden Gespräch weitere interessante Aspekte zur Sprache, weshalb das Aufnahmegerät noch einmal angeschaltet wurde. In diesem letzten Abschnitt schildert Ewa, wie sie im Laufe der Zeit ihre Hemmungen zu sprechen verloren hat und heute ganz frei mit ihrer Mehrsprachigkeit umgehen kann.

4.4.2 *Analyse der sozialen Identität*

Der folgende Interviewausschnitt stammt aus einem thematischen Abschnitt, in dem Ewa darstellt, dass ihre Familie in Schlesien durch die Kontakte zu Angehörigen in Deutschland materielle Vorteile genoss und deshalb auch von anderen beneidet wurde.

1323 E: naja-
1324 aber dann mein meine mutter hat mir das auch erzählt;
1325 sie sagte-
1326 ja weißt du-
1327 das sind leute,
1328 die (-) die äh-

abschließend belegt werden. Die soziale Positionierung Ewas verläuft in diesem Abschnitt also sehr ähnlich wie bei Maria über den abgrenzenden Pronominalgebrauch („das sind“/„wir sind“) und über die Benennung der aufgestellten sozialen Kategorien („richtige Pole“ – „deutschstämmig“).

Mit der metaphorischen Aussage „ihre eltern haben auch immer so mit m finger gezeigt“ (Z. 1333-1334) konstruiert Ewa ein negatives *agency*. Das Bild „mit dem Finger auf jemanden zeigen“ führt den Ausschluss und die Diskriminierung von Personen aus einer Gruppe vor Augen. Damit weist auch Ewa, ähnlich wie Maria, jedoch in etwas schwächerer Form, der Gegenkategorie negative Eigenschaften und Handlungsweisen (*category-bound activities*) zu, nämlich die Diskriminierung ihrer eigenen sozialen Kategorie und positioniert sich als unverschuldet von den anderen aus deren Gruppe ausgeschlossen.

Der folgende Transkriptausschnitt verdeutlicht Ewas Verhältnis zu der sozialen Kategorie der Deutschen nach ihrer Migration nach Deutschland.

0449 E: [und] und zum beispiel äh-
0450 als wir hier- (.)
0451 wir haben unsere erste wohnung gekriegt; (--)
0452 da haben wir- (-)
0453 wir waren (.) die einzige familie, (-)
0454 V: hm=[hm]-
0455 E: [die] äh (-) nicht aus deutschland;
0456 E: äh [--] stammt,
0457 V: [hm=hm]-
0458 V: hm=hm-
0459 (-)
0460 E: und=äh-
0461 und die and-
0462 das war (.) ein ein haus mit sechs familien,
0463 V: hm=hm,
0464 (--)
0465 E: und-
0466 die fünf familie-
0467 da waren alles (.) deutsche;
0468 und=äh- (--)
0469 ich weiß nicht,
0470 aber (.) wir haben (.) immer glück gehabt-
0471 V: [(ja super)]-
0472 E: [dass die alle so nett zu [uns] waren,
0473 V: [ja]-
0474 (-)
0475 E: und die haben uns (-) alle äh geholfen-
0476 und wir haben so schön gewohnt-
0477 zehn [jahre] lang;
0478 V: [hm=hm]-

0479 E: und haben immer noch kontakt mit den [nach]barn,
 0480 V: [schön];
 0481 V: ja;
 0482 (---)
 0483 E: und=äh- (---)
 0484 ja das war (.) richtig wie eine familie;

In diesem Ausschnitt fällt auf, dass Maria ihre Familie von den anderen Familien, mit denen sie nach der Migration in Deutschland in einem Haus gewohnt haben, abgrenzt. Diese Abgrenzung geschieht vor allem durch den Wechsel der Pronomina „wir“ – „die“. Den Unterschied zwischen ihrer Familie und den anderen beschreibt sie mit den Worten „wir waren (.) die einzige familie (-) die äh (-) nicht aus deutschland äh (--) stammt “ (Z. 0453-0456). Die Familien, von denen ihre Familie sich also unterscheidet, benennt sie kurz darauf mit dem einfachen Substantiv „deutsche“ (Z. 0467), während sie für sich selbst die eher umständliche Umschreibung „familie, die nicht aus deutschland stammt“ wählt, die sie mit mehreren Pausen und Verzögerungen realisiert.

Wie also auch im vorigen Abschnitt vermeidet Ewa eine eindeutige Zuordnung ihrer Familie in die sozialen Kategorien der Deutschen oder der Polen. Es wird hier deutlich, dass sie sich nicht nur von den „richtigen“ Polen, sondern auch von den Binnendeutschen abgrenzt und ihre eigene soziale Kategorie nicht mit einem einfachen, eindeutigen Substantiv benennt, sondern mit „deutschstämmig“ oder „familie, die nicht aus deutschland stammt“ umschreibt³².

HAUSENDORF macht darauf aufmerksam, dass gerade die Zuordnungen zu Basiskategorien der Gesellschaft, wie Alter, Geschlecht, Konfession und eben auch Nationalität, in die sich jeder problemlos einordnen können sollte, zur „trennscharfen Festlegung tendieren. Grenz- und Übergangsfälle werden innerhalb

³² Es mutet seltsam an, zu lesen, dass Ewa sich und ihre Familie einerseits als deutschstämmig, andererseits als nicht aus Deutschland stammend beschreibt. Dieser scheinbare Widerspruch ist jedoch verständlich, wenn man bedenkt, dass das Kriterium zur Abgrenzung von den richtigen Polen eben ihre deutschen Wurzeln sind, das Kriterium zur Abgrenzung von den Binnendeutschen aber eben die Tatsache, dass sie nicht in Deutschland geboren wurde und nicht in Deutschland aufgewachsen ist.

der gesellschaftseigenen Semantik entsprechend mit Hilfe von Spezialkategorien als Sonderfälle markiert“ (HAUSENDORF 1993: 6). Während also „richtige“ Polen und Deutsche mit einfachen Kategoriennamen benannt werden können, benötigt Ewa für die Darstellung ihrer ungewöhnlicheren sozialen Identität umständlichere Umschreibungen.

In diesem Textabschnitt positioniert Ewa sich und ihre Familie als der sozialen Kategorie der Binnendeutschen sehr verbunden und in ihre Gemeinschaft integriert, was die abschließend zusammenfassende Bewertung verdeutlicht: „ja das war (.) richtig wie eine familie“ (Z. 0484). Im Gegensatz zu der Kategorie der „richtigen“ Polen, die eher mit negativen Eigenschaften gefüllt wird, wird die Kategorie der Deutschen mit explizit positiven *categorie-bound features* wie Hilfsbereitschaft und Offenheit belegt. Während die Vertreter der Kategorie der „richtigen“ Polen mit den Fingern auf sie zeigten, sie aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen, verhielten sich Vertreter der Kategorie der Deutschen äußerst freundlich und nahmen sie in ihre Gemeinschaft auf.

Auch in diesem Textausschnitt stellt Ewa zwar ein negatives *agency* dar, indem sie die gute Aufnahme in die Gesellschaft der Binnendeutschen mit den Worten „wir haben immer glück gehabt“ (Z. 0470) bewertet. Ewa stellt diese Situation als Zufall, als glückliches Schicksal dar. Anders als in Marias Erzählungen entsteht dadurch aber nicht der Eindruck einer Leidensgeschichte, denn schließlich ist Ewa in Deutschland nichts Schlechtes, sondern nur Gutes widerfahren. Auch LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN weisen darauf hin, dass

[d]ie Mächte, die im eigenen Leben jenseits der persönlichen Gestaltungsmöglichkeiten wahrgenommen werden, [...] ihrerseits ganz unterschiedlich bewertet und erlebt werden [können]. So können z. B. die in autobiografischen Erzählungen sehr häufig beschworenen Prinzipien des Zufalls oder des Schicksals als

Erklärung für bestimmte Ereignisse emotional sehr unterschiedliche Bedeutungen haben (LUCIUS-HOEHNE/ DEPPERMAN 2002: 60)³³.

Mit der Konstruktion des negativen *agency* positioniert sich Ewa hier nicht als leidende Person, sondern vielmehr als jemand, der sich bewusst ist, dass die dargestellte freundliche Aufnahme in die deutsche Gesellschaft keine Selbstverständlichkeit darstellt³⁴.

Der nächste Interviewausschnitt entstammt dem letzten Teil Ewas Erzählung, in dem sie ihren Umgang mit ihrer Mehrsprachigkeit schildert.

1831 E: oder wenn ich- (--)
1832 da in der schule so äh mit n eltern äh ein treffen hab
und so-
1833 da sag ich sofort-
1834 ich komm aus oberschlesien; ((lacht))

Hier wird noch einmal abschließend verdeutlicht, dass Ewa ihre soziale Identität nur durch Umschreibungen und nicht mithilfe einfacher Kategoriennamen vornimmt. Um sich den (deutschen) Eltern vorzustellen, verwendet sie die Formulierung „ich komme aus oberschlesien“ (Z. 1834), mit der sie ihre spezifische soziale Identität als weder deutsch noch polnisch bzw. beides zugleich zum Ausdruck bringt. Ewa betont, dass sie diese ungewöhnliche soziale Identität „sofort“ (Z. 1833) preisgibt und stellt somit dar, dass sie sich nicht für ihre Doppelidentität schämt und es ihr nicht unangenehm ist, wenn sie sich dadurch selbst von der sozialen Kategorie der Binnendeutschen abgrenzt. Die abschließenden Lachpartikel (Z. 1834) unterstreichen die Tatsache, dass sie sich mit diesem Vorgehen und mit ihrer dargestellten ungewöhnlichen sozialen Identität wohl fühlt.

³³ Maria stellt sich in ihren Erzählungen allerdings auch nicht als vom Schicksal oder einer unbekanntem Größe bestimmt dar, sondern als von den Handlungen (Fremdkategorisierungen) bestimmter anderer Personengruppen.

³⁴ Diese Positionierung wird an anderer Stelle im Interview unterstrichen, wo Ewa auf die Schwierigkeiten anderer Aussiedler eingeht und sich davon distanziert (Z. 0512-0520).

4.4.3 Analyse des Verhältnisses zur Mehrsprachigkeit

Im folgenden Transkriptausschnitt stellt Ewa ihre anfänglichen Probleme mit der deutschen Sprache dar, wobei ihre Art der Darstellung allerdings vor allem Aufschluss über ihr heutiges Verhältnis zur Mehrsprachigkeit gibt.

1662 E: ich hatte kopf[schmerzen] gekriegt-
1663 V: [hm=hm]-
1664 E: weil- (--)
1665 man musste sich richtig anstrengen;
1666 und (.) versuchen zu (.) ver[stehen];
1668 V: [hm=hm]-
1669 E: und und plötzlich (-) war das nicht so- (-)
1670 äh weil-
1671 hier äh in deutschland-
1672 äh (.) die menschen sprechen äh- (1.0)
1673 ja wie kann ich das sagen-
1674 nicht so wie das im buch steht;
1675 V: [klar] ja;
1676 E: [ne],
1677 nur sie (.) verschlucken [auch] einige äh äh (.)
buchstaben;
1678 V: [hm=hm]-
1679 (--)
1680 E: und äh dann-
1681 man musste sich richtig konzentrieren-
1682 V: [ja]-
1683 E: [um] das raus (.) [zu (.) zu]äh äh mh (---) fischen-
1684 V: [jahahahaha]
1685 V: [ja ja]
1686 E: [oder so]-
1687 da äh wa was was wollte er sagen,
1688 oder so-
1689 ne,
1690 V: ja;
1691 (--)
1692 E: das hehe das weiß ich auch-
1693 also das war [richtig] witzig-
1694 V: [hehe]
1695 E: wir waren hier einmal (.) bei so einem fest,
1696 V: hm=hm;
1697 (---)
1698 E: äh in lübeck- (1.0)
1699 äh- (---)
1700 da in der nähe von muk war das [damals]-
1701 V: [hm=hm]-
1702 E: aber die muk war noch nicht;
1703 V: nee gabs noch [nicht];
1704 E: [nee] gabs noch nicht;
1705 naja;
1706 und äh da äh man konnte auch lose ziehen-
1707 ne, (1.0)
1708 und wir haben auch paar lose gezogen und so; (--)
1709 und überall äh stand äh-

1710 leider (.) nicht [leideheher]
1711 V: [(((lacht)))]
1712 E: und ich weiß nicht wieso,
1713 ich (.) ich kannte nicht leider,
1714 nur ich kannte leder;
1715 und [ich <<lachend> sagte] zu meinem mann>-
1716 V: [(((lacht)))]
1717 E: guck mal ich [hab was <<lachend> aus leder gewonnen]
1718 V: [(((lacht)))]
1719 E: [(((lacht)))]
1720 V: [(((lacht)))]
1721 E: [<<lachend> und das vergess ich nie>];
1722 V: [(((lacht)))]
1723 E: [<<lachend> und wenn wir darüber jetzt reden]-
1724 V: [(((lacht)))]
1725 E: [dann lachen wir uns tot ne]-
1726 V: [(((lacht)))]
1727 V: jaha;
1728 E: denken wir auch-
1729 wie dumm waren [wihihir];
1730 V: [(((lacht)))]
1731 E: [(((lacht)))]
1732 V: [(((lacht)))]
1733 E: ja;
1734 V: ja-
1735 (-)
1736 E: ((atmet aus)) hehe
1737 (---)

In Zeile 1662-1689 stellt Ewa beschreibend dar, dass es ihr anfangs schwer fiel, einem Gespräch unter Deutschen zu folgen und sie vor lauter Anstrengung, alles zu verstehen, sogar Kopfschmerzen bekam. Betrachtenswert ist an dieser Stelle die Begründung, die Ewa für ihre Schwierigkeiten anführt: „äh weil hier äh in deutschland äh (.) die menschen sprechen äh (1.0) ja wie kann ich das sagen nicht so wie das im buch steht“ (Z. 1670-1674). Sie begründet ihre Verständnisschwierigkeiten nicht mit ihren ungenügenden Deutschkenntnissen, sondern mit der oft undeutlichen Sprechweise der binnendeutschen Sprecher. Mit dieser Begründung legt Ewa dar, dass sie die Verantwortung für ihre anfänglichen Sprachschwierigkeiten nicht nur bei sich selbst, sondern auch bei den deutschen

Sprechern sieht, die nicht deutlich genug sprechen. Ewa positioniert sich damit im Hinblick auf ihre sprachlichen Fähigkeiten als recht selbstbewusst³⁵.

In Zeile 1692 wechselt Ewa von der deskriptiven Darstellungsform zur szenisch-episodischen Erzählung, deren Struktur sich mit der von LABOV/WALETZKY aufgestellten Normalform³⁶ beschreiben lässt.

Ewa eröffnet die Erzählung mit dem *abstract* „das hehe das weiß ich auch also das war richtig witzig“ (Z. 1692-1693). Sie kündigt der Zuhörerin mit den Lachpartikeln und dem Adjektiv „witzig“ an, dass eine spaßige Erzählung folgen wird³⁷. In der Orientierung führt Ewa die Personen, den Ort und die Zeit der Erzählung ein (Z. 1695-1704), ehe sie die Komplikation mit der Pointe darstellt (Z. 1706-1717). Typischerweise wird die Pointe „guck mal ich hab was <<lachend> aus leder gewonnen>“ (Z. 1717) als direkte Redewiedergabe realisiert, was ein charakteristisches Verfahren zur sprachlichen Gestaltung der Pointe einer Erzählung ist. In der Coda (Z. 1721-1729) formuliert Ewa lachend die Bewertung des Ereignisses aus ihrer heutigen Sicht: „und das vergess ich nie, und wenn wir darüber jetzt reden, dann lachen wir uns tot ne, denken wir auch wie dumm waren wihhir“.

Bereits in der Analyse Marias Erzähleinheit in Kapitel 4.3.3 habe ich die Unterscheidung BREDELS zwischen exemplifizierendem und explorierendem Erzählen eingeführt. Das exemplifizierende Erzählen zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählung tatsächlich in der Normalform nach LABOV/WALETZKY realisiert wird, so wie es hier der Fall ist. BREDEL legt dar, dass „den gesicherten strukturellen und in Ablaufstrukturen beschreibbaren Erzählpositionen im *exemplifizierenden Erzählen*

³⁵ Vor allem der Vergleich zu Marias Darstellung, in der Selbstvorwürfe, die deutsche Sprache nicht früher erlernt zu haben, deutlich werden, lässt die selbstbewusste Haltung Ewas deutlich werden.

³⁶ Vgl. Fußnote 29.

³⁷ Auch KOTTHOFF weist auf diese Art der Einführung einer spaßigen Erzählung hin: „Die stark einleitenden Bewertungen [...] fungieren zusammen mit Lachpartikeln im Kontext des Startens einer Geschichte durchaus so, daß das 'komische Licht' angezeigt wird (metaphorisch gesprochen), in das der Erzähler die Begebenheit zu tauchen beabsichtigt“ (KOTTHOFF 1998: 247).

[...] eine bereits in Deutungen subsumierte Erlebnisrekonstruktion zugrunde [liegt]" (BREDEL 1999: 59; Hervorhebung im Original). Eine Erzählung in dieser Form ist demnach ein Zeichen dafür, dass „der Sprecher seine Geschichte als bereits gedeutetes Erlebnis repräsentiert hat und so für die Realisierung einer am Hörer orientierten kommunikativen Funktion zur Verfügung hat" (BREDEL 1999: 61). Im Gegensatz zum explorierenden Erzählen, als das der analysierte Teil Marias Darstellung identifiziert wurde, ist das exemplifizierende Erzählen ein Hinweis auf die problemlose Verarbeitung der Erfahrung, die in ein schon bereitliegendes Deutungsschema gefügt werden kann³⁸.

Ewas spaßhafte Anekdote³⁹ lässt sich also nach BREDELS Terminologie als exemplifizierende Erzählung beschreiben. Diese Art der Erzählung weist darauf hin, dass Ewa die erzählten Erlebnisse problemlos verarbeitet hat und sie in Form einer strukturierten, bereits mit Deutung unterlegten Erzählung präsentieren kann. Durch den spaßhaften Modus verdeutlicht sie, dass sie sich von den damaligen Schwierigkeiten distanziert und heute darüber lachen kann. Sie positioniert sich damit als ihrem erzählten Ich überlegen, sie lacht über ihre damalige Unkenntnis und macht dadurch deutlich, dass derartige Probleme sie heute nicht mehr betreffen.

Ewas explizite Charakterisierung ihres erzählten Ich mit den Worten „wie dumm waren wir" (Z. 1729) unterstreicht ihre heutige Distanz zu den Handlungen und Problemen ihres erzählten Ich.

Ewas Distanzierung von den Problemen ihres erzählten Ich wird in diesem Transkriptausschnitt also dreifach deutlich. Erstens deutet die exemplifizierende Erzählweise an, dass Ewa diese Erlebnisse problemlos verarbeitet hat und sie heute

³⁸ BREDEL verweist auf die Bestätigung dieser Unterscheidung in exemplifizierendes und explorierendes Erzählen durch die Kognitionstheorie SPERBERS (vgl. BREDEL 1999: 60).

³⁹ Mit LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN bezeichne ich Anekdoten als „sprachlich ausgefeilte und pointiert dargebotene szenisch-episodische Darstellungen, die ein charakteristisches Licht auf die Ereignisse, die Person, die entsprechenden Zeitumstände werfen und damit über die bloße Wiedergabe eines singulären Ereignisses hinausweisen" (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 152).

nicht mehr störend betreffen. Zweitens verleiht Ewa dieser Erzählung die Form einer spaßigen Anekdote, wodurch sie signalisiert, dass sie heute über die damaligen Probleme lachen kann, weil sie keine negative emotionale Bedeutung mehr für sie haben, und drittens charakterisiert sie ihr erzähltes Ich explizit als „dumm“ und positioniert sich damit als ihrem erzähltem Ich überlegen⁴⁰.

Der folgende Transkriptausschnitt soll analysiert werden, da Ewa hier das Gemischt-Sprechen in ihrer Familie thematisiert, was sich auch schon in Marias Interview als aufschlussreich für ihr Verhältnis zur Mehrsprachigkeit erwies.

0701 V: und wie ist das heute,
0702 jetzt in ihrer familie,
0703 reden sie dann nur deutsch;
0704 oder- (.)
0705 auch [noch] mal bißchen schlesisch oder-
0706 E: [äh]-
0707 ich=äh-
0708 V/E: [()]
0709 E: [wo jetzt]hier zu hause?
0710 V: genau.
0711 hm=hm;
0712 E: äh ja;
0713 da (.) reden wir auch gemischt.
0714 (-)
0715 V: ach [ja],
0716 E: [wir] haben-
0717 eigentlich haben wir jetzt eine neue sprache
[entwic]kelt;
0718 V: [aha],
0719 E: [((lacht))]
0720 V: [((lacht))]
0721 E: [<<lachend> das ist ja>] ganz interessant,
0722 V: [((lacht))]
0723 ja, [hehehe]

Ewa wird aufgefordert, das Sprachverhalten in ihrer Familie zu beschreiben. Nachdem sie zunächst recht neutral antwortet: „da (.) reden wir auch gemischt“ (Z. 0713), führt sie ihre Antwort in Zeile 0716-0717 weiter aus mit den Worten: „wir

⁴⁰ Auch an dieser Stelle lohnt ein Vergleich mit Marias Art der Darstellung ihrer anfänglichen Sprachprobleme (S. 19-20). Maria schildert ihre negativen Erfahrungen mit großer Involvierung und zeigt nur geringe Distanz zu ihren damaligen Ängsten. Diese Erlebnisse haben für Maria noch heute eine große emotionale Bedeutung.

haben eigentlich haben wir jetzt eine neue sprache entwickelt". Durch diese Reformulierung ihrer neutralen Aussage wirft Ewa ein verändertes Licht auf diese Sprachmischungen. Sie beschreibt das Gemischt-Sprechen in ihrer Familie als kreativen Vorgang, aus dem eine neue Sprache hervorgegangen ist. Durch das anschließende Lachen und ihre Bewertung „das ist ja ganz interessant“ (Z. 0721) macht Ewa deutlich, dass sie diesem Gemischt-Sprechen eher positiv gegenübersteht und drückt implizit einen gewissen Stolz über diese neu entwickelte Sprache aus.

Mit FIEHLER können die Lachpartikel Ewas in diesem Abschnitt als „nonvokale nonverbale Manifestation“ (FIEHLER 2001: 1431) ihrer Gefühle beschrieben werden. Derartige Gefühlsmanifestationen in Gesprächen „haben die Funktion bewertender Stellungnahmen zum Thema, aber auch zu weiteren Aspekten: zu anderen Personen, ihren Handlungen, zu uns selbst etc.“ (FIEHLER 2001: 1430). KOTTHOFF fasst JEFFERSONS Feststellung zusammen, dass gerade bei potentiell problematischen Themen „das eingestreute Lachen der problemerzählenden Seite [...] als Indikator für eine Haltung des Leicht-Nehmens“ gilt (KOTTHOFF 1998: 108). Mit ihrem Lachen kommuniziert Ewa also, dass sie selbst das Gemischt-Sprechen als problemlos ansieht, obwohl die Charakterisierung dieser Sprachmischungen als „interessant“ deutlich macht, dass sie das Gemischt-Sprechen dennoch nicht als völlig normales sprachliches Verhalten betrachtet.

Ewa bewertet das Sprachverhalten in ihrer Familie also in diesem Abschnitt zwar als ungewöhnlich, aber ungewöhnlich im positiven Sinne, denn sie betont die Kreativität, die den Sprachmischungen zugrunde liegt und zeigt nicht zuletzt durch ihr Lachen ihre positive, gelassene Haltung zu dem Gemischt-Sprechen an. Auch an dieser Stelle bringt Ewa somit ihr Selbstbewusstsein in Bezug auf ihre sprachlichen Fähigkeiten zum Ausdruck.

Der folgende Interviewausschnitt ist besonders aufschlussreich, da Ewa hier in zusammengefasster Form die Entwicklung ihrer Einstellung zu ihrer Mehrsprachigkeit darstellt⁴¹.

1769 E: äh-
1770 ja was ich noch dazu sagen kann,
1771 dann äh-
1772 früher zum beispiel-
1773 oder oder nach paar jahren;
1774 als wir schon hier in deutschland wohnten,
1775 und äh äh- (-)
1776 man (.) man spricht mit mit polnischem akzent;
1777 V: [hm]-
1778 E: das [ist] ja klar-
1779 ich hab die polnische äh polnischen schulen be[sucht]
und so-
1780 V: [klar];
1781 E: und=äh äh-
1782 dann hab ich ein bisschen so hemmungen gehabt,
1783 mein mund aufzu[machen],
1784 V: [hm=hm]-
1785 E: weil äh äh wenn ich was sagte,
1786 dann (.) dann äh äh-
1787 einige leute haben gleich gefragt-
1788 ja-
1789 <<imitierend> woher kommen sie>-
1790 und so-
1791 und-(-)
1792 man äh- (.)
1793 man hat äh (.) so äh (.) eine bestimmte zeit-
1794 wo man äh dachte,
1795 ja jetzt kann ich schon-
1796 [äh (.)] allmählich deutsch sprechen,
1797 V: [hm=hm]-
1798 E: und und hab ich keine hemmungen mehr? (--)
1799 ne,
1800 V: [hm=hm]-
1801 E: [und und] sag ich das was ich äh sagen möchte,
1802 aber dadurch dass die leute immer gefragt haben,
1803 man man äh fühlte sich i irgendwie wieder so ein
bisschen so äh-
1804 ((schnalzt))
1805 so äh- (.)

⁴¹ Diese Äußerungseinheit entstand nach Beendigung des eigentlichen Interviews während einer informellen Unterhaltung zwischen Ewa und mir. Da mir diese Ausführungen Ewas als äußerst aufschlussreich für meine Fragestellung erschienen, habe ich das Tonbandgerät an dieser Stelle noch einmal angeschaltet.

1806 ja wie kann man das sagen; (---)
1807 nicht so so frei.
1808 V: [hm=hm]-
1809 E: [so ne],
1810 und äh dann musste ich aber-
1811 ja und dann unsere freunde zum beispiel-
1812 haben auch immer gesagt-
1813 ja wieso hast du problem damit,
1814 das ist ja schön,
1815 dass du dass du so ein akzent [ha hast]-
1816 V: [hm=hm hm=hm]-
1817 E: und äh-
1818 das schadet niemanden;
1819 und [und]-
1820 V: [ja]-
1821 E: einige finden das sogar (.) ganz nett,
1822 V: [ja] ja
1823 E: [ne],
1824 ja und-
1825 und dann versuchte ich das zu verstehen-
1826 V: [hm=hm]-
1827 E: [und (.)] heutzutage zum beispiel dann-
1828 dann macht mir das überhaupt nichts;
1829 dann-
1830 wenn ich was sage-
1831 oder wenn ich- (--)
1832 da in der schule so äh mit n eltern äh ein treffen hab
und so-
1833 da sag ich sofort-
1834 ich komm aus oberschlesien; ((lacht))
1835 und (.) man merkt das auch gleich-
1836 V: [ja ja]
1837 E: sie [hören] das bestimmt auch gleich-
1838 und so-
1839 und das- (-)
1840 das für mich ist das auch leichter,
1841 V: [hm=hm]-
1842 E: [weiter]zusprechen,
1843 [und äh] zu akzeptieren;
1844 V: [(hm=ja)]-
1845 E: ne,
1846 V: ja;
1847 E: ja;
1848 (1.0)

In Zeile 1769-1807 thematisiert Ewa ihr Verhältnis zu ihrer Mehrsprachigkeit zu Beginn ihres Lebens in Deutschland. Sie beschreibt, dass sie aufgrund ihres polnischen Akzentes Hemmungen hatte zu sprechen, da daraufhin sofort Fragen nach ihrer Herkunft folgten. Diese Hemmungen vor dem Sprechen aufgrund der darauf basierenden Fremdkategorisierung als Ausländerin hat auch Maria in ihrer autobiographischen Erzählung beschrieben. Ewa umschreibt diese Angst vor der

Fremdkategorisierung als Ausländerin jedoch weit weniger drastisch als Maria, indem sie lediglich darstellt, dass die Reaktion auf ihren Akzent immer die Frage gewesen sei: „woher kommen sie“ (Z. 1789). Die Fremdkategorisierung als Ausländerin durch die Binnendeutschen deutet Ewa damit nur implizit an. Außerdem beschränkt Ewa diese Reaktion auf ihren fremdländischen Akzent auf „einige leute“ (Z. 1787).

Insgesamt beschreibt Ewa die Situation mit den Worten: „man man äh fühlte sich i irgendwie wieder so ein bisschen so äh ((schnalzt)) so äh (.) ja wie kann man das sagen (---) nicht so so frei“ (Z. 1803-1807). Diese zusammenfassende Darstellung ihrer Gefühle, sie habe sich „nicht so frei“ gefühlt, erfolgt mit Verzögerungssignalen („äh“ und Pausen) und wird durch die Formulierung „wie kann man das sagen“ in ihrem Wahrheitsanspruch abgeschwächt. Außerdem wird die Erfahrung durch Verwendung des neutralen Personalpronomens „man“, das sich auch hier nach BREDELS Unterscheidung als *circumstantielles* oder ich-ersetzendes „man“⁴² einstufen lässt, dargestellt. Ewa enthebt diese Erfahrung damit ihrer Einzigartigkeit und schwächt die individuelle Bedeutsamkeit ab.

Durch diese Modalisierungsverfahren schwächt Ewa ihre Aussage, sie habe sich zu Beginn mit der sprachlichen Situation unwohl gefühlt, also insgesamt ab. Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN darstellen, wird durch eine solche Abschwächung „der Anspruch auf die Gültigkeit bzw. das Zutreffen einer Formulierung eingeschränkt oder im Unklaren gelassen“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 247). Im Gegensatz zu Maria, die sich an der analysierten Interviewstelle (Interview 1, Z. 0169-0181) mit den negativen Gefühlen ihres erzählten Ich identifiziert, markiert Ewa also erneut eine Distanz zu diesen anfangs erlebten Schwierigkeiten.

In diesen ersten Abschnitt lässt Ewa außerdem eine explizite Bewertung der Situation aus ihrer heutigen Sicht einfließen, indem sie sagt: „man (.) man spricht mit mit polnischem akzent das ist ja klar ich hab die polnische äh polnischen schulen besucht und so“ (Z. 1776-1779). Sie stellt die Tatsache, dass sie Deutsch mit einem

polnischen Akzent spricht, damit als selbstverständliche Folge ihrer Erziehung in Polen dar und nicht als etwas, das sie selbst zu verschulden hat und infolgedessen auch nichts ist, wofür sie sich schämen müsste⁴³. Mit dieser Positionierung unterstreicht sie die heutige Distanz zu ihren damaligen Hemmungen im Umgang mit der Mehrsprachigkeit.

In Zeile 1810-1825 stellt Ewa den Wendepunkt in ihrem Verhältnis zur Mehrsprachigkeit dar. Sie beschreibt, wie sie durch Zuspruch von außen lernt, gelassener mit ihrer Mehrsprachigkeit umzugehen. Die positiven Seiten ihres polnischen Akzentes („einige finden das sogar (.) ganz nett“ (Z. 1821), „das ist ja schön“ (Z. 1814)) benennt Ewa dabei in Form der zitierten Rede. LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN legen dar, dass positive Selbstbeschreibungen, wie hier, einen schönen Akzent zu sprechen, der manchen Personen gut gefällt, in unserer Gesellschaft als eher problematisch angesehen werden. Zu den „sozial unverfänglichere[n] Möglichkeiten, sich in selbstwertstützender Weise darzustellen“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 68) gehört, „andere Personen der Erzählung solche positiven Zuschreibungen vollziehen“ zu lassen (ebd.). So stellt Ewa hier also dar, dass sie gelernt hat, die positiven Seiten ihrer Mehrsprachigkeit, die sich in einem polnischen Akzent ausdrückt, zu erkennen und zu schätzen. Um zu vermeiden, dass dabei der Eindruck eines Selbstlobes entsteht, realisiert sie diese positive Zuschreibung in Form der wiedergegebenen Rede.

In Zeile 1827-1843 beschreibt Ewa, dass sie heute keine Probleme mehr mit ihrer Mehrsprachigkeit hat: „und (.) heutzutage zum beispiel dann dann macht mir das überhaupt nichts“ (Z. 1827-1828). Durch die Intensivierung „überhaupt“ unterstreicht Ewa „die besondere Gewissheit der Wahrheit [ihrer] Behauptung“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 246). Während sie ihre Aussage zu ihren

⁴² Vgl. die Analyse des von Maria verwendeten „man“ in Kapitel 4.3.2.

⁴³ Hier wird wiederum der Gegensatz zu Maria deutlich, die sich in einem der analysierten Interviewausschnitte stark von ihrem erzählten Ich distanziert, das als junges Mädchen kein Deutsch lernen wollte, und sich damit selbst die Schuld an ihren Sprachproblemen gibt (vgl. Kapitel 4.3.3).

anfänglichen Schwierigkeiten in ihrer Bedeutung und ihrem Wahrheitsanspruch abschwächt, stellt Ewa ihre Aussage, dass sie heute keine Probleme mehr mit ihrer Mehrsprachigkeit hat, im „Brustton der Überzeugung“ (LUCIUS-HOEHNE/ DEPPERMAN 2002: 245) dar.

Ewa erläutert, dass sie heute bei einem Gespräch mit Deutschen sofort ihre Herkunft bekannt gibt und damit ihren polnischen Akzent begründet. Wie bereits im vorigen Kapitel festgestellt wurde, bringt sie auch an dieser Stelle durch Lachpartikel zum Ausdruck, dass sie das Thema gelassen sieht und eine positive Haltung zu ihrer Mehrsprachigkeit einnimmt.

Insgesamt stellt Ewa hier in Kürze die Entwicklung ihres Verhältnisses zur Mehrsprachigkeit dar. In dieser Darstellung positioniert sie sich als Person, die gelernt hat, ihre Mehrsprachigkeit und die damit verbundene nicht perfekte Beherrschung des Deutschen zu akzeptieren und heute völlig frei und ohne Hemmungen damit umgehen kann⁴⁴.

4.4.4 *Fazit*

In der Analyse der im zweiten Interview von der Erzählerin her- und dargestellten sozialen Identität wurde gezeigt, dass Ewa ihre soziale Identität anders darstellt als Maria, obwohl die objektive Ausgangslage der beiden sehr ähnlich ist⁴⁵.

⁴⁴ Es ist auffällig, dass Ewa dieses anfängliche negative Gefühl erst nach Beendigung des eigentlichen Interviews zur Sprache bringt. Während des Interviews erwähnt sie diese Hemmungen mit keinem Wort, obwohl sie durch die Fragestellung der Interviewerin durchaus Gelegenheit dazu gehabt hätte. Dies wirft natürlich die Frage auf, ob sie diesen Aspekt bewusst verschweigen wollte oder ob sie ihn aus ihrer heutigen Perspektive als so nebensächlich bewertet, dass sie ihn deshalb nicht erwähnt hat. Die Gesamtanalyse legt den Schluss nahe, dass die zweite Möglichkeit die zutreffende ist. Da in jedem analysierten Abschnitt deutlich wurde, dass Ewa sehr ungezwungen mit ihrer Mehrsprachigkeit umgeht und diesbezüglich ein gesundes Selbstbewusstsein ausdrückt, ist davon auszugehen, dass sie die Hemmungen zu Beginn ihres Lebens in Deutschland als nicht mehr relevant für die Darstellung ihres Selbst in ihrer autobiographischen Erzählung einstuft.

⁴⁵ Beide sind etwa zur selben Zeit, etwa im selben Alter und jeweils mit ihrer Familie nach Deutschland eingereist, beide stammen aus Oberschlesien und sind deutsche Staatsangehörige.

Durch sprachliche Mittel der Kategorisierung wie Pronominalverwendung und Benennung der Kategorien durch Nominalgruppen grenzt Ewa sich von den sozialen Kategorien der Polen und der Deutschen ab. Ihre Selbstbezeichnungen erfolgen nicht durch einfache Substantive, sondern durch Umschreibungen wie „deutschstämmig“ und „nicht aus Deutschland stammend“, wodurch sie sich eine soziale Identität zuschreibt, die sich aus den beiden sozialen Kategorien der Polen und der Deutschen zusammensetzt. Im Gegensatz zu Maria stellt sie diese Bezeichnungen, die sie aus den beiden eindeutigen sozialen Kategorien der Deutschen und der Polen ausschließen, nicht als von außen unfreiwillig an sie herangetragen dar.

Eine solche Form der Darstellung der sozialen Identität konnten auch MENG/PROTASSOVA in ihrer Untersuchung zum Selbstverständnis und zur Selbstbezeichnung russischer Aussiedler häufig beobachten. Sie beschreiben, dass deren zum Zeitpunkt der Migration vorherrschende Selbstkategorisierung als Deutsche mit der abweichenden Fremdkategorisierung der Binnendeutschen konfrontiert wird.

Dies führt zum Erleben der Unterschiedenheit von den Binnendeutschen und der Ähnlichkeit mit den russischsprachigen Verwandten und Bekannten nicht-deutscher Nationalität in Deutschland. Seinen sprachlichen Ausdruck findet das veränderte Selbstverständnis in den Selbstbezeichnungen *Deutsche aus Russland*, *Russlanddeutsche*, *Russe-Deutsche* und ihren russischsprachigen Entsprechungen sowie in der nichtübersetzbaren Neubedeutung des überlieferten Ausdrucks *rusak*. Diese Selbstbezeichnungen sind Ergebnis der Wechselwirkung von Fremdwahrnehmung und Selbstwahrnehmung der Russlanddeutschen in Deutschland und der Reflexion ihres Wesens und ihrer gesellschaftlichen Stellung: Russlanddeutsche sind in mancher Hinsicht Deutsche und in mancher Hinsicht Russen“ (MENG/PROTASSOVA 2003: 200; Hervorhebungen im Original).

Die relativierte Selbstidentifikation Ewas deutet also an, dass sie die Fremdkategorisierungen der Binnendeutschen für ihr Selbstbild verarbeitet hat. Anders als Maria bezeichnet sie sich deshalb nicht einfach als Deutsche, sondern schwächt diese Zuordnung ab und verwendet aufwändigere Formulierungen, um ihre zweiseitige soziale Identität zu beschreiben.

Auch Ewa positioniert sich also als Person mit einer unklaren sozialen Identität, als weder deutsch noch polnisch bzw. als beides zugleich. Anders als Maria beansprucht sie aber keine eindeutige deutsche Identität, die in Deutschland nicht anerkannt wird. Ihre Darstellung hat keine Ähnlichkeit mit einer Leidensgeschichte. Ewa empfindet ihre uneindeutige soziale Identität nicht als problematisch, sondern

akzeptiert sie und trägt sie auch anderen gegenüber offen vor. Sie betont, dass sie sich trotz ihrer abweichenden sozialen Identität nicht aus der Gemeinschaft der Binnendeutschen ausgeschlossen wird, sondern sich ungeachtet aller Unterschiede in deren Gemeinschaft sehr wohl fühlt.

Ewa stellt ihre uneindeutige soziale Identität damit nicht als leidvolle Erfahrung des ewigen Ausgeschlossenseins dar. Vielmehr ist es ihr gelungen, aus beiden Identitätsangeboten eine soziale Doppelidentität, mit REITEMEIERs Worten eine „hybride“ Identitätsform (REITEMEIER 2006: 451) auszubilden, mit der sie sich wohl fühlt und die sie nicht daran hindert, sich trotzdem als Teil der deutschen Gesellschaft zu sehen. Wie REITEMEIER darstellt und wie es in Marias Erzählung deutlich geworden ist, ist es speziell für Aussiedler oft eher schwierig, auf diese Weise auf die veränderte Lebenslage nach der Migration zu reagieren. Wie Ewas Fall zeigt, ist es dennoch auch für Aussiedler möglich, diese hybride Identitätskonzeption anzunehmen.

Auch Ewas Haltung zu ihrer Mehrsprachigkeit unterscheidet sich von Marias Haltung. In den analysierten Ausschnitten ist deutlich geworden, dass Ewa ein ungehemmtes, positives Verhältnis zu ihrer Mehrsprachigkeit hat. In den Abschnitten, in denen sie ihre anfänglichen Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache und ihre Hemmungen zu sprechen darstellt, bringt sie eine Distanz zu der Sicht ihres erzählten Ich zum Ausdruck. Diese Distanz wird durch die Darstellung der Schwierigkeiten in Form einer spaßigen Anekdote, durch die explizite Charakterisierung ihres erzählten Ich als „dumm“ sowie durch abschwächende Formulierungen geleistet. An mehreren Stellen wurde deutlich, dass Ewa sich als recht selbstbewusst in Bezug auf ihre sprachlichen Fähigkeiten positioniert. So begründet sie ihre anfänglichen Verständnisschwierigkeiten mit dem undeutlichen Sprechen der Binnendeutschen, beschreibt das Gemischt-Sprechen in ihrer Familie als kreativen Akt der Erschaffung einer neuen Sprache und stellt die positiven Seiten ihres polnischen Akzentes heraus. Wie schon in Kapitel 4.3.4 erläutert wurde, deutet das selbstbewusste Verwenden von Sprachmischungen auf eine als positiv empfundene plurikulturelle Identität hin. Auch HINNENKAMP/MENG stellen fest:

Wer mischt, zusammensetzt, bastardisiert etc., widerspricht, ja widersetzt sich dem – wie immer fiktiven Reinheitsgebot. Nicht ganz zufällig verbergen sich dahinter nicht unbedingt Schwäche, Hilflosigkeit und Flickschusterei, sondern implizite wie explizite

Selbstverständnisse – Identitäten, deren Träger und Trägerinnen diesen Schritt, Sprachgrenzen zu überspringen, als Antwort und Reaktion auf bestimmte sprachliche, sprachpolitische und historische Umstände, aber auch herausgefordert durch sie unternehmen (HINNENKAMP/MENG 2005: 7).

In der zusammenfassenden Darstellung ihrer gesamten sprachlichen Entwicklung seit ihrer Ankunft in Deutschland führt Ewa explizit aus, dass sie heute keine Probleme mehr mit ihrer Mehrsprachigkeit hat. Diese Aussage modalisiert sie durch Intensivierungsmarkierungen als absolut wahr und gültig. Im Gegensatz zu Maria hat Ewa also die anfänglichen Probleme überwunden und kann heute entspannt und ungehemmt mit ihrer Mehrsprachigkeit umgehen⁴⁶.

Auch die Analyse dieses Interviews bestätigt also meine eingangs erläuterte Vermutung über den Zusammenhang zwischen der sozialen Identifikation von Migranten bzw. Aussiedlern und deren Verhältnis zu ihrer Mehrsprachigkeit. Da Ewa, anders als Maria, keine absolute deutsche Identität für sich beansprucht, sondern ihre bikulturelle Identität akzeptiert hat und sich mit ihr wohl fühlt, kann sie auch ungehemmt und selbstbewusst mit ihrer Mehrsprachigkeit umgehen, die diese Doppelidentität symbolisch repräsentiert. Sprachhandlungen im Deutschen, die als *act of identity* sofort ihre bikulturelle Identität preisgeben und verraten, dass sie nicht aus Deutschland stammt, bereiten Ewa deshalb keine Probleme. Ihre Mehrsprachigkeit stellt für Ewa keine Identitätsbedrohung dar, es wurde vielmehr deutlich, dass sogar ein gewisser Stolz im Hinblick auf diese Mehrsprachigkeit vorhanden ist.

⁴⁶ Es ist an dieser Stelle noch einmal wichtig zu betonen, dass Ewa und Maria sich keineswegs tatsächlich in ihrem sprachlichen Verhalten unterscheiden. Wie aus dem Transkript hervorgeht, sprechen beide flüssig Deutsch und machen eher wenige Fehler beim Sprechen. Beiden hört man beim Sprechen den Einfluss der polnischen Sprache an, d.h. sie sprechen Deutsch mit einem polnischen Akzent. Die größere Unsicherheit Marias ist also keinesfalls auf einen tatsächlichen Unterschied in den sprachlichen Fähigkeiten zurückzuführen.

4.5 Analyse des dritten Interviews

4.5.1 Überblick über den Verlauf des Interviews

Das dritte Interview, das hier analysiert werden soll, ist von ca. 23 Minuten Länge. Es wurde am 12. August 2007 in der Wohnung meiner Interviewpartnerin geführt. Die Interviewte, die im Folgenden Anna genannt wird, wurde in Oberschlesien geboren und lebte dort, bis sie 1979 als Einzige ihrer Familie nach Deutschland immigrierte. Dieses Interview verlief insgesamt nicht so flüssig wie die beiden anderen, da die Interviewte meist nur knapp auf die Fragen antwortete und mehrere Male während des Interviews zu weinen begann. Einmal wurde die Aufnahme deshalb für wenige Minuten unterbrochen. Das Interview beginnt mit der gleichen Erzählaufforderung wie die beiden anderen Interviews. Anna eröffnet ihre Erzählung mit einem Bericht über ihr Leben in Schlesien, wo sie bereits erste Kontakte zur deutschen Sprache hatte und aufgrund ihrer Deutschstämmigkeit benachteiligt wurde. Sie stellt dar, dass sie im Alter von 22 Jahren nach Deutschland immigrierte, hier recht schnell eine Anstellung in ihrem Beruf als Krankenschwester fand und ihren Ehemann, der auch aus Schlesien stammt, kennen gelernt hat. Auf eine erste Frage von mir nach anfänglichen Sprachschwierigkeiten antwortet Anna knapp, dass es zunächst sehr mühsam war, Deutsch zu lernen. Mit ihren Mitmenschen habe sie allerdings nur positive Erfahrungen gemacht und sie sei nie wegen ihrer nicht normgerechten Verwendung des Deutschen diskriminiert worden. Es folgt eine Nachfrage nach dem Sprachverhalten ihrer Familie in Schlesien, woraufhin Anna darstellt, dass die deutsche Sprache von ihren Eltern gepflegt und hochgeschätzt wurde. Auf eine weitere Nachfrage bestätigt sie, dass sie sich schon immer als Deutsche gefühlt habe und dass das Bild von Deutschland, das damals in Schlesien vorherrschte, äußerst positiv war. Auf eine Frage nach den genauen Gründen für ihre Migration stellt sie dar, dass sie aus eigenem Wunsch nach Deutschland ausgewandert sei, um hier in größerem Kontakt zur deutschen Kultur zu leben. Auf meine Frage, ob ihre Eltern nicht auch den Wunsch gehabt hätten, nach Deutschland auszusiedeln, antwortet Anna weinend, dass ihre Eltern zu alt gewesen seien und bereits verstorben sind. Im weiteren Verlauf berichtet Anna, dass die Situation in Schlesien

heute ganz verändert sei und sie sich immer freue, wenn sie dort im Urlaub mit ihrer Familie zusammenkommt. Immer noch weinend erzählt sie, dass ihr Sohn die polnische oder schlesische Sprache nicht lernen wollte, heute aber doch etwas Schlesisch spricht. Auf eine erneute Nachfrage nach der Sprachsituation in der ersten Zeit in Deutschland erklärt Anna, dass sie die Situation nicht als problematisch empfand. Die Hemmungen im Umgang mit Patienten hätten schnell nachgelassen und auch das Schreiben bereite ihr heute keine Probleme. Auf eine weitere Frage nach der Integration in die Gesellschaft beginnt Anna erneut zu weinen, weshalb das Tonbandgerät einige Minuten ausgeschaltet wird. Anschließend stellt Anna dar, dass sie wenig Kontakt zu deutschen Arbeitskollegen hatte, aber dafür eine sehr gute Freundin, die ebenfalls als Aussiedlerin nach Deutschland gekommen ist. Auf die Frage nach dem heutigen Sprachverhalten in ihrer Familie antwortet Anna, dass sie und ihr Mann sowohl Deutsch als auch Schlesisch miteinander sprechen. Anschließend beschreibt sie den engen Zusammenhalt ihrer erweiterten schlesischen Familie in Deutschland. Zum Schluss schildert sie noch einmal die schwierige Situation in Schlesien, wo sie sich immer durch besonders gute Leistungen von den polnischen Kindern absetzen musste. Abschließend sagt sie, dass sie trotz einer teilweise schweren Zeit zufrieden ist, in Deutschland zu leben.

4.5.2 Analyse der sozialen Identität

In diesem Interview ist die soziale Identität der Erzählerin nicht so eindeutig nachzuvollziehen wie in den beiden vorigen Interviews. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass unter anderem durch das mehrmalige Weinen der Erzählerin und den Versuch, schwierige Erfahrungen aus ihrer Erzählung auszublenden, emotionale Probleme angedeutet werden. Die Schwierigkeit der Analyse liegt im Besonderen darin, dass Anna sich mehrmals eine deutsche Identität zuweist, diese Identitätszuschreibung allerdings im Laufe des Interviews immer fraglicher wird. Um diese Widersprüchlichkeit, die die offenbar problematische soziale Identität Annas ausmacht, darzustellen, werde ich zunächst Textpassagen analysieren, in denen sie sich eindeutig als Deutsche identifiziert, und anschließend anhand weiterer

Interviewausschnitte herausarbeiten, dass diese Identifizierung nicht so selbstverständlich und eindeutig ist, wie sie erscheinen soll.

In dem folgenden Ausschnitt, der aus einem Erzählabschnitt zu Beginn des Interviews stammt, thematisiert Anna ihr Leben vor der Migration in Schlesien. An dieser Stelle weist sie sich eine eindeutig deutsche Identität zu.

0030 A: also in der schule-
0031 äh hab ich auch dann nachher immer gespürt-
0032 dass ich eine deutsche bin.
0033 (-)
0034 V: aha-
0035 (-)
0036 A: ständig wurde ich auch immer (-) bisschen (--)
gepiekst-
0037 (---)
0038 V: oh-
0039 A: und dann musste ich wirklich mit meinen leistungen-
0040 auch immer (--) zeigen dass ich das kann.

In Zeile 0032 positioniert Anna sich selbst eindeutig als Mitglied in der sozialen Kategorie der Deutschen. Auf ähnliche Weise wie die beiden anderen Erzählerinnen konstruiert auch sie einen Zusammenhang zwischen ihrer deutschen Identität und den erfahrenen Benachteiligungen oder Ausgrenzungen von Seiten der polnischen Mehrheitsgesellschaft. Dieser Zusammenhang wird zunächst durch die Formulierung „hab ich dann nachher immer gespürt“ (Z. 0031) aufgeworfen, mit der Anna andeutet, dass ihre deutsche Identität auch von außen an sie herangetragen wurde. Anscheinend wurde sie von Mitschülern oder Lehrern auf eine Weise behandelt, die ihr deutlich machte, dass sie sich von den anderen in Bezug auf ihre ethnische oder nationale Identität unterscheidet. Ebenso wie Ewa (Interview 2) verwendet auch Anna in Zeile 0036 eine metaphorische Formulierung („ständig wurde ich auch immer bisschen gepiekt“), um die erfahrene Ausgrenzung und Benachteiligung, die zuvor nur angedeutet wurden, in anschaulicher Form darzustellen. Die Konsequenz, dass sie für ihren Erfolg in der Schule besonders gute Leistungen zeigen musste (Z. 0039-0040), unterstreicht die ungerechte Behandlung, die ihr zuteil wurde. Anna konstruiert an dieser Stelle also, wie auch Maria und Ewa es getan haben, einen kausalen Zusammenhang zwischen der erfahrenen ungerechten Behandlung in Polen und ihrer deutschen Identität und stellt damit dar, dass nicht nur sie selbst

sich als Deutsche identifiziert, sondern dass diese nationale Identifikation mit den Deutschen auch von außen gestützt wurde.

Anna kategorisiert sich selbst an dieser Stelle zwar eindeutig als Deutsche, nennt aber im Gegensatz zu den beiden anderen Erzählerinnen nicht explizit die Polen als die soziale Kategorie, von der sie sich abgrenzt. Mit dem Hintergrundwissen über die damalige Situation in Schlesien ist zwar zu vermuten, dass Anna von der sozialen Kategorie der Polen spricht, wenn sie von den Benachteiligungen, die sie als Deutsche erleiden musste, berichtet. Diese Interpretation lässt sich jedoch weder an diesem, noch an anderen Interviewabschnitten eindeutig belegen. Vielmehr ist hier festzuhalten, dass Anna sich zwar als Deutsche positioniert⁴⁷, die aufgrund ihrer nationalen Identität benachteiligt wird. Diese ungerechte Behandlungsweise wird aber nur implizit der sozialen Kategorie der Polen zugewiesen.

Mit der Passivkonstruktion in Zeile 0036 und der Verwendung des Modalverbs *müssen* in Zeile 0039 konstruiert Anna an dieser Stelle ein negatives *agency*. Sie stellt damit nicht nur dar, dass sie keine Verantwortung an den erfahrenen Diskriminierungen trägt, sondern weist dadurch gleichzeitig ihrer (nicht explizit genannten) Gegengruppe negative Eigenschaften oder Handlungsweisen zu. Dieses Verfahren zur Identitätskonstruktion konnte auch in den beiden anderen Erzählungen nachgewiesen werden.

In dem folgenden Ausschnitt nennt Anna die Gründe für ihre Migration nach Deutschland.

0541 V: ähm- (--)
0542 und sie sagten ja-
0543 sie sind dann-
0544 hauptsächlich wegen ihrem freund eigentlich-
0545 erstmal nach deutschland gekommen;
0546 oder [hatten sie]-
0547 A: [das auch] aber- (-)
0548 d hier die wurzel-
0549 also damals auch (--)

⁴⁷ Diese eindeutige Identifizierung als Deutsche erfolgt auch an weiteren Interviewstellen, z. B. Z. 0058, 0123, 0380.

0550 auch die (--) deutsche sprache-
 0551 und weiter so kennen lernen- (--)
 0552 und hier zu leben;
 0553 V: ja genau-
 0554 (--)
 0555 A: also wollte ich auch.
 0556 V: hm=[hm]-
 0557 A: [al]so-
 0558 (1.0)
 0559 A: und so-
 0560 ja;
 0561 (--)
 0562 A: es hat mich auch niemand gezwungen,
 0563 hier zu fahren-
 0564 hier zu bleiben;
 0565 [al]so das ist (.) von meine eigene- (---)
 0566 V: [ja]
 0567 A: äh (-) interesse-
 0568 und und äh von mein-
 0569 also mein willen war das;
 0570 V: hm=hm-
 0571 A: hier zu bleiben;
 0572 und hier zu leben;
 0573 und sich- (---)
 0574 hier zu fühlen wie ein deutscher.

Auch in diesem Abschnitt betont Anna ihre deutsche Identität und führt sie als den Hauptgrund ihrer Migration nach Deutschland an. Auf meine Frage nach den Gründen für ihre Migration nennt sie ihre deutsche „wurzel“ (Z. 0548) und den Wunsch, in Deutschland zu leben und sich „zu fühlen wie ein deutscher“ (Z. 0574). Diese Begründung ihrer Migration nach Deutschland scheint Anna jedoch Schwierigkeiten zu bereiten. Ihren ersten Formulierungsversuch, „hier die wurzel“ (Z. 0548) bricht sie ab. Sie setzt neu an und begründet die Migration mit dem Wunsch, die deutsche Sprache besser kennen zu lernen (Z.0549-0551). Auch diese Begründung erfolgt mit Verzögerungssignalen und Pausen. Schließlich beendet sie ihren Begründungsversuch und betont stattdessen die Tatsache, dass es ihr eigener Wunsch war, in Deutschland zu leben: „also wollte ich auch“ (Z. 0555). Wie KEIM 1997 anhand einer Erzählung einer deutsch-polnischen Frau analysiert, sind „aufwendige Selbstkorrekturen, bestehend aus mehrfachem Anakoluth, Umbau der syntaktischen Struktur, Pausen, Dehnungen und Verzögerungssignalen“ (KEIM 1997: 258) typische Hinweise auf problematische Themen, die die Erzählerin möglichst umgehen möchte. Diese etwas schwer nachvollziehbare Argumentation, in der Anna die Gründe für ihre Migration, ihre deutsche Identität, nicht ohne

Formulierungsschwierigkeiten nennen kann und schließlich den Akzent darauf legt, dass es ihre eigene Entscheidung war, in Deutschland zu leben, deutet also eine problematische Verarbeitung des Themas an und gibt einen ersten Hinweis darauf, dass ihre deutsche Identität nicht so selbstverständlich ist, wie es zunächst den Anschein macht⁴⁸.

Auch die vergleichende Formulierung „**wie** ein deutscher“ (Z. 0574) zeigt eine leichte Distanz zu der sozialen Kategorie der Deutschen an. Während in der Forschungsliteratur zur Aussiedlermigration oft von dem Wunsch, „als Deutscher unter Deutschen zu leben“ berichtet wird (vgl. z. B. BADE/OLTMER 1999: 26), verwendet Anna hier eine Formulierung, mit der sie sich selbst eher aus der Kategorie der Deutschen ausschließt.

Anna konstruiert in diesem Abschnitt sehr betont ein positives *agency*. Sie hebt ausdrücklich hervor, dass sie „niemand gezwungen“ hat (Z. 0562), sondern dass sie aus eigenem Interesse und Willen nach Deutschland immigrierte (Z. 0565-0569). Dieses ausdrückliche Hinweisen auf ihre eigene Handlungsinitiative und -fähigkeit ist vor allem deshalb auffällig, da sie hier unnötigerweise, d. h. ohne jegliche Infragestellung von Seiten der ZuhörerIn erfolgt. Anna stellt sich als Person dar, die ihr Leben selbst bestimmt führt und die Verantwortung für ihre Handlungen, in diesem Falle also ihre Migration, selbst trägt. Ganz bewusst möchte sie hier den Eindruck vermeiden, ihr damaliger Freund habe sie zu der Migration veranlasst, was ihr selbst eine Passivität in Bezug auf ihre Lebensführung zuschreiben würde. Im ersten Interview wurde deutlich, dass die Konstruktion eines negativen *agency* eine Erzählung deutlich in die Nähe einer Leidensgeschichte rücken kann. Auch LUCIUS-HOEHNE/DEP-PERMANN stellen dar, dass die Darstellung eines negativen *agency* „eine

⁴⁸ Derartige Formulierungsschwierigkeiten lassen sich an mehreren Interviewstellen, in denen Anna ihre Migration oder ihre deutsche Identität begründet, beobachten. Diese Gründe kann sie nur mit vielen Selbstkorrekturen, Verzögerungen und Pausen realisieren (s. z. B. Z. 0112-0124; Z. 0406-0423) und doch bleiben sie oft unklar und etwas wirr. Da diese Formulierungsschwierigkeiten nur an einigen signifikanten Stellen in der Erzählung auftreten, sind sie nicht auf eventuell bestehende Unsicherheiten in der deutschen Sprache zurückzuführen.

defätistische und resignative Konnotation haben“ kann (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 60). Durch Annas ausdrückliche Betonung ihres positiven *agency* scheint es, als wolle sie den Eindruck, sie leide an ihrer durch die Migration hervorgerufenen Situation, vermeiden. Dieses Bemühen steht jedoch in deutlichem Gegensatz zu dem weiteren Verlauf des Interviews, in dem Anna mehrmals weint und emotionale Schwierigkeiten offenbar werden.

Im Folgenden nun werden Interviewausschnitte analysiert, in denen deutlich wird, dass Anna zu der Gruppe der Deutschen nach ihrer Migration in Deutschland in keinem engen Verhältnis steht, sondern vielmehr andere Aussiedler oder ihre eigene Familie in Deutschland die einzigen Identifikationsgruppen für sie darstellen. Wie z. B. der folgende Interviewausschnitt zeigt, ist der Identifizierungsgrad mit der sozialen Kategorie der Deutschen nach der Migration äußerst gering.

0899 V: ja und ähm-
 0900 haben sie auch relativ schnell dann hier son
 bekanntenkreis (.) bekommen?
 0901 (--)
 0902 A: äh-
 0903 ich- (--)
 0904 eigentlich äh-
 0905 bisschen ja;
 0906 also erstmal m war die familie meines freundes (.) da?
 0907 V: [ja];
 0908 A: [al]so die haben mich auch bisschen unterstützt,
 0909 V: hm=hm-
 0910 A: und dann nachher hab ich eine hm (--) kollegin?
 0911 arbeitskollegin,
 0912 (1.0)
 0913 A: <<mit zitternder Stimme> die war sehr nett>.
 0914 (--)
 0915 V: hm=hm-
 0916 A: ((weint)) (ca. 9 Sekunden)
 0917 V: soll ich kurz ausmachen;

((Tonbandgerät wird ausgeschaltet, bis die Interviewte weiter sprechen kann))

0918 A: also ja (die mit m) treffen mit n deutschen äh (--)
 kollegen-
 0919 (--)
 0920 A: war das immer so bisschen äh ((schnieft)) kurzfristig-
 0921 also nicht so lang hat das immer gedauert;
 0922 weil hat man doch bisschen schwierigkeiten gehabt-
 0923 mit der aussprache; (--)
 0924 V: hm=hm-
 0925 A: und da hat man immer bisschen äh- (1.0)
 0926 äh sich geschämt,

0927 dass man das nicht nicht alles so aussprechen kann;
 0928 (-)
 0929 V: ja-
 0930 A: aber das war dann nachher immer-
 0931 das waren ja immer fast immer die arbeitskollegen;
 0932 ne,
 0933 (--)
 0934 V: ja;
 0935 also äh-
 0936 (1.5)
 0937 A: das-
 0938 äh die haben äh mich dann aber auch begleitet;
 0939 und meine (.) richtige gute freundin,
 0940 also die (---) sabine,
 0941 also mit der hab ich sehr engen kontakt gehabt;
 [...]

0988 A: ja die kam auch aus (.) russland;

Anna beantwortet die Frage nach ihren sozialen Kontakten in Deutschland nach vielen Verzögerungen (Pausen und „äh“) mit „bisschen ja“ (Z. 0905) und nennt dann die (ebenfalls aus Schlesien stammende) Familie ihres damaligen Freundes als hauptsächliche Bezugspersonen. Schon an dieser Stelle wird angedeutet, dass sie zu Vertretern der sozialen Kategorie der Deutschen kein enges Verhältnis hatte. Anschließend nennt sie ihre Arbeitskollegin als weitere Vertrauensperson. Diese Arbeitskollegin ist, wie später deutlich wird, keine Binnendeutsche, sondern selbst eine aus Kasachstan stammende Aussiedlerin⁴⁹. An dieser Stelle beginnt Anna zu weinen, so dass ich die Aufnahme einige Minuten unterbrochen habe. Der Grund für dieses Weinen kann an dieser Stelle nicht eindeutig geklärt werden, aber wahrscheinlich steht er im Zusammenhang mit den angesprochenen Themen. Fest steht, dass das gesamte Interview für Anna belastend ist und unangenehme Gefühle oder Erinnerungen hervorruft. Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN beschreiben, können Gefühle im Erzählen einerseits als Gestaltungsmittel eingesetzt werden, um die Lebendigkeit der Darstellung zu erhöhen. Hier liegt jedoch ein Fall vor, in dem

⁴⁹ Wie Anna in Zeile 0991 präzisiert, stammt ihre Freundin aus Kasachstan, das ehemals ebenfalls deutsches Gebiet war. Deshalb liegt der Schluss nahe, dass auch Annas Freundin als Aussiedlerin nach Deutschland immigrierte.

Gefühle im Erzähler im Zusammenhang mit der Elaboration von Erinnerungen oder der Auseinandersetzung mit der Hörerin auf[tauchen] und [den Erzähler] – vielleicht sogar gegen seinen Willen – während des Erzählprozesses im Sprechen erfassen. Im Gegensatz zur kontrollierten Gestaltung des Gefühlsausdruckes beim Re-Inszenieren können sie sich lokal durchaus störend auf den Erzählprozess auswirken, etwa im Fall von ungewolltem Weinen oder Zornesausbrüchen, die das geordnete Erzählen erschweren (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMAN 2002: 39).

Anna wird also an dieser Stelle von ihren Gefühlen erfasst, die sie für einige Minuten am Weitersprechen hindern.

Als das Interview wieder aufgenommen wird, beschreibt Anna ihr Verhältnis zu Vertretern der sozialen Kategorie der Deutschen, zu ihren deutschen Arbeitskollegen. Sie stellt dar, dass die Treffen immer „kurzfristig“ (Z. 0920) waren, d. h., sie haben „nicht so lang“ (Z. 0921) gedauert. In diesem Abschnitt etabliert sie einen Kontrast zwischen dem Verhältnis zu ihren deutschen Arbeitskollegen und dem zu ihrer „richtigen guten Freundin“ (Z. 0939). Während sie sich in Gegenwart der Deutschen eher unwohl gefühlt hat (Z. 0922-0927) und den persönlichen Wert dieser Beziehungen durch die Zusammenfassung der Personen zu einer homogenen Masse ohne persönliche Eigenschaften („die Arbeitskollegen“ (Z. 0931)) herunterstuft, betont sie mit der Verwendung von den Intensitätsmarkierungen „richtige gute“ (Z. 0939) und durch die Nennung des Vornamens ihren engen, persönlichen Kontakt zu ihrer Freundin. Diese Freundin stammt, wie Anna kurz darauf erwähnt, „auch aus Russland“ (Z. 0988). Vor allem das Wort „auch“ gibt einen Hinweis auf Annas soziale Identifikation. Obwohl sie selbst nicht aus Russland, sondern aus Polen bzw. Schlesien stammt, identifiziert sie sich durch diese Formulierung mit der Nationalität ihrer Freundin. Es wird deutlich, dass Anna sich, obwohl sie sich an vielen Stellen im Interview als Deutsche bezeichnet, vor allem als der sozialen Kategorie der Aussiedler zugehörig fühlt, während der Kontakt zu Deutschen unpersönlich bleibt und sich auf die berufliche Ebene beschränkt.

Insgesamt wurde im gesamten Interview der Eindruck erweckt, dass Anna sich in Deutschland einsam und fremd fühlt. Da sie dieses Gefühl jedoch nicht thematisiert, sondern, wie oben bereits angedeutet, Probleme eher aus ihrer Erzählung

auszublenden versucht, ist es nicht eindeutig zu belegen. Es gibt jedoch mehrere Hinweise für diese Annahme. Zum einen spricht das mehrmalige Weinen an signifikanten Stellen der Erzählung⁵⁰ dafür, dass mit ihrer Entscheidung, in Deutschland zu leben, emotionale Probleme verbunden sind. Außerdem identifiziert sie sich, wie in dem eben analysierten Beispiel deutlich wurde, als Mitglied der sozialen Kategorie der Aussiedler. Auch ihr übermäßig betontes positives *agency* in Bezug auf ihre Entscheidung zur Migration lässt darauf schließen, dass sie den Eindruck vermeiden möchte, sie leide unter ihrer Situation. Der letzte Interviewausschnitt, den ich hier analysieren möchte, gibt einen weiteren Hinweis darauf, dass Anna sich trotz ihrer postulierten deutschen Identität in Deutschland als Fremde fühlt.

1059 A: und als ich meinen (--) mann- (--)
1060 ist leider jetzt auch jetzt schon alleine-
1061 der bruder ist ums leben hier gekommen- (-)
1062 V: ja-
1063 A: und da (.) pflegen wir-
1064 also ich haben hier-
1065 also meine schwägerin und;
1066 (1.5)
1067 A: ((atmet laut aus))
1068 wir sind auch so eng zusammen;

Betrachtenswert ist hier die Zeile 1060, in der sie von ihrem Mann sagt, er sei „leider jetzt auch jetzt schon alleine“. Diese Aussage ist verwirrend, da ihr Mann durchaus nicht alleine ist, sondern mit ihr und ihrem gemeinsamen Sohn, also seiner Familie zusammen lebt. Wie im Weiteren deutlich wird, lebt auch seine Schwägerin bei ihnen. Es stellt sich also erstens die Frage, warum Anna ihn als allein lebend bezeichnet und zweitens, warum „auch“ als allein lebend. Anna führt das Alleinsein ihres Mannes mit den Worten „der bruder ist ums leben hier gekommen“ (Z. 1061) aus. Für Anna bedeutet allein sein offenbar, ohne die eigene ursprüngliche Familie, also Mutter, Vater und Geschwister zu leben. Diese Bedeutung von allein leben

⁵⁰ Anna weint auch, als sie über ihre Eltern spricht (ab Z. 0601) und darüber, wie gerne sie im Urlaub wieder in ihre alte Heimat fährt (ab Z. 0682).

entspricht nicht dem alltäglichen Gebrauch des Wortes. Ohne besondere Gründe würde niemand sich als allein lebend bezeichnen, der zusammen mit Frau und Kind lebt. Für Anna, die mit der Verwendung des Wortes „auch“ andeutet, dass nicht nur ihr Mann, sondern auch sie selbst allein ist, bringt das Leben in Deutschland, getrennt von dem Rest ihrer Familie, die noch in Schlesien lebt, ein Gefühl von Einsamkeit mit sich, dass sie dazu veranlasst, sich oder stellvertretend ihren Mann als „allein“ zu bezeichnen. Diese Stelle gibt damit einen weiteren Hinweis darauf, dass Anna sich in Deutschland fremd fühlt und Kontakte mit Deutschen nicht dieselbe Qualität besitzen wie ihre emotionale Verbindung zur schlesischen Familie und diese auf keinen Fall ersetzen können.

4.5.3 Analyse des Verhältnisses zur Mehrsprachigkeit

Es wurde im vorigen Kapitel darauf hingewiesen, dass Anna sich bemüht, Schwierigkeiten im Zusammenhang mit ihrer Migration und ihrem Leben in Deutschland in ihrer Erzählung auszublenzen. REITEMEIER beschreibt, dass es für Aussiedler, für die die Migration nach Deutschland meist als ein lang ersehntes Ziel gilt, schwer ist,

sich selbst und auch anderen gegenüber Enttäuschungen einzugestehen, die die neue Lebenslage bereitet. Die Betroffenen sind sozusagen bemüht, die schmerzhaften Implikationen des Fremdseins als Deutschstämmige in Deutschland nicht zuzulassen. [...] Besonders heikel wird es, Enttäuschungen und Erleidensmomente gegenüber Einheimischen zu thematisieren, weil man dabei riskiert, als undankbar gegenüber Deutschland angesehen zu werden. Dieser Umstand trägt dazu bei, dass die Identitätsentfaltung in Kommunikationssituationen mit Einheimischen Mechanismen kommunikativer Selbstbeschränkung unterliegt (REITEMEIER 2006: 415).

Diese kommunikativen Selbstbeschränkungen wie „pauschale Zufriedenheitsbekundungen“, „Minimierung von Antwortformaten“, die Vermeidung „expandierte[r] Formate biografischen Sprechens“ und die Verwendung von „Äußerungsformate[n] mit themenabschneidenden Implikationen“ (REITEMEIER 2006: 463) ziehen sich in auffälliger Weise durch das ganze Interview hindurch.

Auch die Interviewstellen, in denen Anna von der deutschen Sprache oder ihrer Mehrsprachigkeit spricht, sind von dieser kommunikativen Selbstbeschränkung geprägt. Dennoch lassen sich wichtige Aspekte ihres Verhältnisses zu ihrer Mehrsprachigkeit herausarbeiten.

In dem folgenden Interviewausschnitt spricht Anna über anfängliche Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache.

0224 V: und ähm- (--)
0225 war s denn zunächst auch schwierig-
0226 in deutschland für sie,
0227 mit der mit der sprache,
0228 oder-
0229 A: ja.
0230 (--)
0231 V: ja;
0232 (--)
0233 A: das war schon-
0234 weil ich sehr wenige kenntnisse [hatte],
0235 V: [((räuspert sich))]
0236 V: ((räuspert sich))
0237 A: und äh- (-)
0238 dann musste ich tatsächlich- (1.0)
0239 <<mit etwas zittriger Stimme> auf der arbeit von
anfang an- (---)
0240 äh mich umstellen-
0241 und richtig lernen,>
0242 V: [hm=hm]-
0243 A: [aber]- (--)
0244 ich hatte auch ähm- (--)
0245 lateinkenntnisse gute gehabt;
0246 V: hm=hm-
0247 (--)
0248 A: und das hat mir auch auf der arbeit-
0249 auch sehr viel geholfen;
0250 (--)
0251 V: ah ja;
0252 (---)
0253 V: hm=hm-
0254 (---)

In diesem Interviewausschnitt, in dem Anna direkt nach anfänglichen Sprachschwierigkeiten gefragt wird, stellt sie dar, dass sie zu Beginn durchaus Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache hatte und „richtig lernen“ (Z. 0241) musste, um in Deutschland arbeiten zu können. Zunächst ist auffällig, dass Anna die Frage nur knapp mit „ja“ beantwortet, ehe sie nach einer Pause kurz ausführt, dass sie sich sehr anstrengen musste, um ihre Arbeit ausführen zu können. Sie möchte offensichtlich ihre anfänglichen Schwierigkeiten mit der Sprache nicht unnötig lang ausführen und minimiert ihre Antwort.

Anna bezieht ihre Bemühungen, die deutsche Sprache zu lernen, an dieser Stelle ausschließlich auf ihre Arbeit. Für sie stand offenbar von Beginn an im Vordergrund,

ihre Arbeit als Krankenschwester auch in Deutschland ausführen zu können, wofür das Beherrschen der deutschen Sprache unumgänglich ist. Anna betrachtet die deutsche Sprache anscheinend an erster Stelle in ihrer instrumentalen Funktion, die Verständigung mit den Arbeitskollegen und den Patienten zu ermöglichen⁵¹. Dieser thematische Abschnitt wird von Anna rasch beendet. Auch in den folgenden Pausen, mit denen die Interviewerin ihr andeutet, dass sie Anna das Rederecht weiterhin überlässt, schweigt Anna und macht damit deutlich, dass sie dieses Thema für beendet ansieht. Deshalb stellt die Interviewerin eine konkrete Nachfrage:

0255 V: ähm- (--)
0256 und wie waren denn ihre erfahrungen so mit den
mitmenschen, (.)
0257 ähm-
0258 A: sehr positiv,
0259 V: hm=hm-
0260 (1.0)
0261 A: und die waren sehr hilfsbereit-
0262 also also hm-
0263 A: ich wurde nie ausgelahacht;
0264 ((lacht))
0265 V: ja-
0266 A: wenn ich was falsches äh (.) gesagt habe;
0267 ähm und-
0268 einfach mich so (.) langsam korrigiert-
0269 und dann hab ich immer- (---)
0270 (mit)- (-)
0271 mich ordentlich ausgedrückt [mit al]lem;
0272 V: [ah ja]-
0273 A: also-
0274 mit akzent muss man weiterleben-
0275 (--)
0276 V: (ja)-
0277 (--)
0278 A: aber das macht mir keine probleme;
0279 V: nee;
0280 stört sie nicht so;
0281 [ahalso]-
0282 A: [nee];

⁵¹ LÜDI unterscheidet zwischen dem „symbolischen“ und dem „instrumentalen“ Wert einer Sprache (LÜDI 2007: 56), wobei der symbolische Wert der Verbindung zwischen Sprache und Identität Rechnung trägt, d. h. der Annahme, dass jede Sprachverwendung ein *act of identity* ist, wohingegen der instrumentale Wert für die Tatsache steht, dass Sprache ein notwendiges Mittel zur Kommunikation darstellt.

0283		nee;
0284	V:	hm=hm-
0285		(1.0)
0286	V:	hm=hm-
0287		(1.0)

Auch hier ist zunächst wieder auffällig, wie knapp Anna auf die gestellte Frage antwortet. Erst nach einer Pause von einer Sekunde führt sie ihre Antwort mit einer, in REITEMEIERs Worten, „pauschalen Zufriedenheitsbekundung“ (REITEMEIER 2006: 463) aus. Ihre Erfahrungen waren „sehr positiv“ (Z. 0258). Sie schildert, dass ihre Mitmenschen, also die Deutschen, sehr hilfsbereit waren, sie langsam und geduldig korrigierten und sie aufgrund ihrer Fehler nie ausgelacht haben. Diese Aussage formuliert Anna lachend: „ich wurde nie ausgelacht“; ((lacht)) (Z. 0263-0264). Wie LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN darstellen, vermittelt ein Gefühlsausdruck im Erzählen Bewertungen. „Dadurch liefern sie für die ZuhörerIn einer Geschichte entscheidende Anhaltspunkte für das Verständnis der Bedeutung und Relevanz des Erzählten“ (LUCIUS-HOEHNE/DEPPERMANN 2002: 40). Mit ihrem Lachen an dieser Stelle signalisiert Anna, dass ihr der Gedanke, sie könne aufgrund ihrer Sprachprobleme im Deutschen ausgelacht werden, komisch und unrealistisch erscheint. Sie stellt damit die anfänglichen Sprachschwierigkeiten und die Auswirkungen, die diese auf ihre zwischenmenschlichen Beziehungen gehabt haben könnten, als nebensächlich dar. Wie schon bei Ewa in Kapitel 4.4.3 analysiert wurde, fungiert das Lachen auch hier als Indikator des Leicht-Nehmens beim Sprechen über potentiell problematische Themen. Durch die eingestreuten Lachpartikel distanziert sich Anna also von Problemen der Diskriminierung aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse und stellt sie in ein komisches Licht⁵².

⁵² An dieser Stelle soll auf den bereits in Kapitel 4.5.2 analysierten Interviewabschnitt verwiesen werden, in dem Anna sagt, dass der Kontakt zu den Deutschen eher vermieden wurde, da sie sich für ihre Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache doch immer etwas geschämt habe (Z. 0918-0927). Ihr Umgang mit den Deutschen im Zusammenhang mit der Sprache war also anscheinend nicht ganz so problemlos, wie Anna hier darstellt. Es scheint, als möchte Anna auch an dieser Stelle vermeiden, über Schwierigkeiten zu sprechen, was sich auch in ihren knappen Antworten und den Pausen zeigt. Vor dem Hintergrund der

Im Weiteren beschreibt Anna in sehr knapper Form die Entwicklung ihrer Sprachfähigkeit im Deutschen. Sie wurde von anderen langsam korrigiert, „und dann hab ich immer (---) (mit) (-) mich ordentlich ausgedrückt mit allem; (Z. 0269-0271). Anna stellt ihren Lernprozess damit als abgeschlossen dar. Heute kann sie sich „ordentlich“ auf Deutsch ausdrücken und verständigen. Sie führt weiter aus, dass ihr polnischer Akzent zwar weiterhin vorhanden sei, aber der bereite ihr „keine probleme“ (Z. 0278). Die Formulierung dieser Aussage ist entschieden und lässt keine Zweifel an ihrer Wahrheit aufkommen. Auch auf das Nachhaken meinerseits bestätigt sie durch wiederholtes gedehntes „nee:“ (Z. 0282; 0283) die Gültigkeit ihrer Aussage.

Im folgenden Interviewausschnitt thematisiert Anna ihren Umgang mit der deutschen Schriftsprache.

0858 A: und dann auch viel geschrieben auch;
0859 (--)
0860 V: ah ja-
0861 ([]);
0862 A: [ja]-
0863 A: hm=hm-
0864 V: ist das (-) ähm-
0865 für sie schwieriger denn-
0866 zu schreiben als zu sprechen,
0867 oder- (-)
0868 (ist [das] nicht so schlimm)-
0869 A: [äh]-
0870 ja-
0871 muss man immer aufpahassen-
0872 dass man nicht fehler mahacht [hehehe]-
0873 V: [ja]-
0874 A: ((atmet ein)) [ja];

bisherigen Analyse, die ergeben hat, dass Annas Leben in Deutschland offenbar emotionale Schwierigkeiten mit sich bringt, bekommt dieses Lachen über anfängliche Sprachschwierigkeiten jedoch eine weitere Bedeutungsdimension. Im Gegensatz zu ihren emotionalen Problemen, die das Fremdsein in Deutschland und die Trennung von ihrer Familie mit sich bringen, erscheinen Anna die Sprachprobleme, die anfangs überwunden werden mussten, vermutlich geradezu lachhaft, so dass sie dieses Thema schnell als eher nebensächlich und mit einem Lächeln abhandelt. Diese Thesen können jedoch an dieser Stelle nur Interpretationsansätze bleiben, sie lassen sich anhand dieses Interviewabschnittes nicht eindeutig belegen.

0875 V: [a]ber ist jetzt nicht so n- (--)
 0876 problem irgendwie [dass] man-
 0877 A: [nein].
 0878 das sieht man auch nicht so so eng;
 0879 also [nicht] so ne-
 0880 V: [ja];
 0881 A: nicht so eng ja;
 0882 V: ja;
 0883 (1.0)
 0884 A: muss man aufpassen schon [ja]-
 0885 V: [ja]-
 0886 A: vor allem mit medikamenten und alles-
 0887 dass man das möglich auch schreibt-
 0888 begreift und aufschreibt;
 0889 aber [jetzt] inzwischen-
 0890 V: [ja];
 0891 (--)
 0892 A: hab ich da auch keine probleme (mehr);
 0893 V: ja-
 0894 (1.0)
 0895 A: ja-
 0896 (---)

Ähnlich wie in der zuvor analysierten Textstelle äußert sich Anna auch hier lachend zu dem potentiell problematischen Thema der sicheren Beherrschung der deutschen Schriftsprache. Auf meine Frage, ob ihr das Schreiben schwerer falle als das Sprechen, sagt sie: „ja muss man immer aufpassen dass man nicht fehler macht hehehe“ (Z. 0870-0872). Zwar gibt sie zu, dass es eine besondere Aufmerksamkeit erfordert, in der deutschen Schriftsprache keine Fehler zu machen, aber durch die eingestreuten Lachpartikel signalisiert Anna auch hier, dass sie das Thema leicht nimmt und es sie nicht störend betrifft. Auf meine nachhakende Frage antwortet Anna mit einem entschiedenem „nein“ (Z. 0877) und argumentiert: „das sieht man auch nicht so so eng“ (Z. 0878). Anna nennt damit als Grund, dass sie keine Schwierigkeiten mit der deutschen Rechtschreibung hat, dass eventuelle Fehler von relevanten Anderen⁵³ nicht als problematisch behandelt werden. Damit deutet Anna im Gegensatz zu Maria (Interview 1), der Fehler im Deutschen „peinlich“ (Interview 1, Z. 0332) sind, an, dass sie kein großes persönliches

Interesse daran hat, die deutsche Schriftsprache fehlerlos zu beherrschen. Da eventuelle Fehler ihr an ihrer Arbeitsstelle keine Unannehmlichkeiten bereiten, stören sie sie persönlich auch nicht.

In Zeile 0889-0892 betont Anna, dass sie inzwischen über ausreichende Kenntnisse verfügt, um den nötigen Schriftverkehr bei ihrer Arbeit problemlos erledigen zu können. Anders als Maria, die ebenfalls als Krankenschwester arbeitet und daher in einer vergleichbaren Situation ist, sind Anna eventuell auftretende Fehler also nicht unangenehm oder peinlich, solange sie den Arbeitsablauf nicht stören.

4.5.4 *Fazit*

Annas soziale Identität ließ sich weniger deutlich herausarbeiten als die der beiden anderen Interviewpartnerinnen, da sie sich bemühte, schwierige Erfahrungen nicht zu thematisieren. Es ließ sich dennoch feststellen, dass Anna zwar eine deutsche Identität für sich beansprucht, aufgrund derer sie in Schlesien an Benachteiligungen zu leiden hatte. Diese Identifizierung als Deutsche kann aber während des Interviews nicht aufrechterhalten werden. So gelingt ihr die Begründung ihrer deutschen Identität und ihrer Migration nach Deutschland nur mit Formulierungsschwierigkeiten. Außerdem wurde deutlich, dass Anna sich in Deutschland eher der Kategorie der Aussiedler als der der Deutschen zugehörig fühlt. Entgegen ihrer postulierten deutschen Identität fühlt Anna sich in Deutschland eher fremd und identifiziert sich ausschließlich mit anderen Aussiedlern. REITEMEIER beschreibt diese Reaktion auf die Migrationssituation als das „Bestreben der Selbsteinbindung in Herkunftsgemeinschaften“ (REITEMEIER 2006: 417), mit dem versucht wird, das nach der Migration empfundene Einsamkeits- und Fremdheitsgefühl auszugleichen.

Mit Elwert (1982) lässt sich das Bestreben der Selbsteinbindung in Herkunftsgemeinschaften (Binnenmigration) zweifelsohne als wichtiger sozialer

⁵³ Aus dem Kontext wird deutlich, dass „man“ hier für die Personen in Annas Arbeitsalltag, also Vorgesetzte oder Kollegen steht.

Mechanismus für die individuelle und gesellschaftliche Bewältigung von Migrationsfolgen ansehen. Die Einbindung in mitgebrachte Solidaritätsstrukturen hat aber auch eine Kehrseite. Mit den Selbsteinbindungsbestrebungen in Herkunftsgemeinschaften werden immer auch vormalige Lebensweisen präsent gehalten; insofern können von der Zugehörigkeit zu Aussiedler-Binnengemeinschaften auch Intensivierungen von Verlusterfahrungen ausgehen. Hinzu kommt, dass Selbsteinbindung in die Wir-Gemeinschaften der Migranten mit Grenzziehungsprozessen im Verhältnis zu Umgebungsgemeinschaften einhergeht (REITEMEIER 2006: 421).

Genau diese von REITEMEIER genannten Schwierigkeiten, die diese Einbindung in die Aussiedlergemeinschaft mit sich bringen kann, nämlich die intensiven Verlusterfahrungen, sind in der Erzählung von Anna von hoher Relevanz.

Trotz ihrer Bemühungen, diesen Eindruck zu vermeiden, ist also deutlich geworden, dass Annas Identifikation als Deutsche zumindest nach ihrer Migration nicht sehr groß ist. Sie identifiziert sich vielmehr mit der Gemeinschaft der Aussiedler. Außerdem gibt es im Interview verschiedene Hinweise darauf, dass sie unter dem Gefühl der Einsamkeit und Fremdheit in Deutschland leidet.

Die Analyse von Annas Verhältnis zur Mehrsprachigkeit hat ergeben, dass für sie, im Gegensatz zu den beiden anderen Erzählerinnen, vor allem die instrumentale Funktion der deutschen Sprache im Vordergrund steht. So sticht an den analysierten Interviewstellen hervor, dass Anna in Bezug auf die deutsche Sprache nur von Situationen bei ihrer Arbeit berichtet. Schwierigkeiten und Erfolge werden im Zusammenhang mit der Notwendigkeit, sich im Arbeitsleben des Deutschen bedienen zu müssen, dargestellt.

Es ist außerdem deutlich geworden, dass Anna weder ihr polnischer Akzent auf der phonetisch-phonologischen Sprachebene in der gesprochenen Sprache noch eventuell auftauchende Fehler in der geschriebenen Sprache unangenehm sind. Dieses Ergebnis kann darauf beruhen, dass Anna es ganz einfach vermeidet, bestehende Schwierigkeiten zu thematisieren. Aufgrund ihrer überzeugten Formulierungen und der Bestätigungen ihrer Aussagen auch bei Nachfragen seitens der Interviewerin gehe ich aber davon aus, dass Anna tatsächlich ein unproblematisches Verhältnis zu ihrer Mehrsprachigkeit hat. Sie sieht ihren Lernprozess im Deutschen als vollendet an, da sie sich auf allen nötigen Gebieten sicher verständigen kann. Anna hat nicht den Wunsch, das Deutsche perfekt und fehlerfrei zu beherrschen, ihr genügt es, sich „ordentlich“ ausdrücken zu können. Da

ihr polnischer Akzent oder kleinere Fehler in der Rechtschreibung der Verständigung mit Arbeitskollegen und Patienten nicht im Wege stehen, empfindet sie sie nicht als störend.

Es kann also zusammenfassend festgestellt werden, dass sich meine eingangs aufgestellte Vermutung, die soziale Identifikation wirke sich auf das Verhältnis zur Mehrsprachigkeit aus, auch in diesem Fall bestätigt.

Annas emotionale Identifikation mit der sozialen Kategorie der Deutschen ist nicht sehr groß, sie identifiziert sich vielmehr mit der Gemeinschaft der Aussiedler. Somit ist es auch nachvollziehbar, warum der instrumentale Wert der deutschen Sprache für Anna im Vordergrund steht. Sie kann gelassen mit ihrer Mehrsprachigkeit und der daraus resultierenden nicht immer fehlerfreien Verwendung des Deutschen umgehen, da sie ihrer Arbeit als Krankenschwester nicht im Weg steht. Da sie sich der Gemeinschaft der Deutschen nicht oder nur in geringem Maße zugehörig fühlt, bereitet es ihr keine Probleme, die deutsche Sprache nicht auf muttersprachlichem Niveau zu beherrschen. Interferenzerscheinungen im Deutschen, die auf ihre polnische bzw. schlesische Herkunft hinweisen, bewertet sie dementsprechend als problemlos.

5 Abschlussbetrachtung

Obwohl sich bei allen drei Interviewpartnerinnen die Migrationshintergründe und -umstände ähneln, wurden doch deutliche Unterschiede in ihrer sozialen Identifikation und auch in ihrem Verhältnis zur Mehrsprachigkeit festgestellt.

In allen drei autobiographischen Erzählungen wurde deutlich, dass die Selbstidentifikation der Erzählerinnen als Deutsche vor der Migration in Schlesien selbstverständlich war und durch die erfahrene Marginalisierung von Seiten der polnischen Bevölkerung gestützt wurde. Auch MENG/PROTASSOVA haben in mehreren Untersuchungen zur Aussiedlermigration festgestellt, dass in ihrer Heimat „[n]iemand [...] die Zugehörigkeit zu den Deutschen in Frage [stellte], weder in der eigenen Gruppe noch von außerhalb. Zugehörigkeit und entsprechende Selbstbezeichnung waren schlicht selbstverständlich und wurden nicht reflektiert“ (MENG/PROTASSOVA 2003: 178).

Durch die Migrationssituation wurde diese selbstverständliche Identifikation jedoch durch den direkten Vergleich mit den Binnendeutschen in Frage gestellt. Wie in den drei Analysen deutlich wurde, hat jede Erzählerin diese neue Situation auf eine andere Weise für ihre soziale Identität verarbeitet.

Während Maria sich noch immer als Deutsche identifiziert und darunter leidet, dass sie von Seiten der Binnendeutschen nicht als Deutsche anerkannt, sondern als Polin identifiziert wird, hat Ewa eine bikulturelle Identitätskonzeption für sich angenommen, in der beide Identitätsfacetten, ihre deutsche und ihre polnisch-schlesische ihren Platz haben. Bei Anna ist es schwierig zu sagen, ob sie ebenfalls eine bikulturelle Identität angenommen hat. Fest steht jedoch, dass sie sich nicht wie Maria als Deutsche identifiziert, sondern sich eher der sozialen Gemeinschaft der Aussiedler zugehörig fühlt.

Wie einleitend bereits erwähnt, haben alle drei Erzählerinnen das Deutsche zwar bereits in ihrer Heimat von ihren Verwandten kennen gelernt, mussten die Sprache bei ihrer Ankunft in Deutschland aber dennoch als Fremdsprache erlernen. Alle sprechen zum Zeitpunkt der Interviews fließend Deutsch, jedoch sind deutliche Interferenzerscheinungen aus der polnischen bzw. schlesischen Sprache vor allem auf der phonetisch-phonologischen, aber auch auf allen anderen Sprachebenen vorhanden. Es liegen in der Kompetenz im Deutschen keine merklichen Unterschiede vor. Wie in den Interviews deutlich wird, haben sich alle drei Erzählerinnen bemüht, die deutsche Sprache so schnell und gut wie möglich zu erlernen. Dieses Bemühen um das rasche Erlernen der deutschen Sprache sieht REITEMEIER in Verbindung mit der im Aufnahmeverfahren verlangten absoluten Identifikation als Deutsche.

Aussiedler sind also nicht bloß dem Druck ausgesetzt, sich um den Gebrauch der Sprache des Aufnahmelandes zu bemühen, wie er gewöhnlich bei geografischen Wanderungsbewegungen auftritt. Es kommen Zwangsmomente hinzu, die etwas mit dem Beweismüssen einer Biografie als Deutsche(r) oder Deutschstämmige(r) und mit der Legitimierung von Zugehörigkeit zu einem Staatsvolk zu tun haben (REITEMEIER 2006: 448).

Aus diesen Gründen ist es verständlich, dass keine merklichen Unterschiede im tatsächlichen deutschen Sprachgebrauch der Erzählerinnen im Interview bemerkt wurden. Keine der drei hat das Deutsche bspw. nur rudimentär zur Erledigung der allernötigsten Kommunikation mit Einheimischen erlernt. Die deutlich gewordenen

Unterschiede liegen vielmehr in dem Verhältnis der Erzählerinnen zu ihrer Mehrsprachigkeit.

Maria, die sich als Deutsche identifiziert, fällt es schwer, ihre Mehrsprachigkeit und deren Auswirkungen auf die deutsche Sprache zu akzeptieren. Jede Sprachhandlung im Deutschen ist ein *act of identity* und „verrät“ aufgrund des Einflusses ihrer schlesischen Muttersprache ihre von den Binnendeutschen abweichende soziale Identität. Die Mehrsprachigkeit wirkt sich als Bedrohung für ihre beanspruchte soziale Identität als Deutsche aus. Ewa dagegen, die ihren mehrkulturellen Hintergrund für ihre Identitätsvorstellungen verarbeitet hat und nicht bemüht ist, diese bikulturelle Identität zu verstecken, hat ein positives Verhältnis zu ihrer Mehrsprachigkeit und geht ungehemmt mit ihr um. Sprachformen, die ihre deutsch-polnische/schlesische Identität darstellen, bewertet sie als unproblematisch. Die Analyse Annas sozialer Identität lässt zwar daran zweifeln, dass sie wie Ewa eine bikulturelle Identität angenommen hat. Fest steht aber, dass sie sich nicht hundertprozentig als Deutsche identifiziert. Somit ist auch für sie die Mehrsprachigkeit, die ihren mehrkulturellen Hintergrund symbolisch anzeigt, leicht zu akzeptieren. Sie bewertet Sprachformen, die ihre nicht-deutsche Herkunft verraten, als unproblematisch, solange sie sie nicht daran hindern, ihren Beruf in Deutschland auszuüben. Die deutsche Sprache ist für Anna nicht so sehr von symbolischem, sondern vielmehr von instrumentalem Wert.

In Kapitel zwei dieser Arbeit wurde dargestellt, wie eng Sprache und Nationalität gerade in der Vorstellung der westlichen Gesellschaft miteinander verknüpft sind. Jemand, der die deutsche Sprache nicht auf muttersprachlichem Niveau beherrscht, wird es schwer haben, unhinterfragt an seiner beanspruchten deutschen Identität festzuhalten.

Die eingangs von mir aufgestellte Vermutung, dass die Vorstellungen der Aussiedler von ihrer sozialen, d. h. hier nationalen Identität sich deshalb nicht nur auf ihr tatsächliches Sprachverhalten (Aufgabe der Herkunftssprache, Verweigern des Erlernens der Sprache des Aufnahmelandes) niederschlagen, sondern vor allem auf ihr Verhältnis zur migrationsbedingten Mehrsprachigkeit auswirken, hat sich bei der Analyse der drei Interviews bestätigt. In den drei analysierten Fällen gehen die verschiedenen Identitätskonzeptionen tatsächlich mit verschiedenen Verhältnissen

zur Mehrsprachigkeit einher. Es wurde deutlich, dass nur dann ein unproblematisches Verhältnis zur Mehrsprachigkeit vorliegt, wenn die Vorstellungen der sozialen Identität dem plurikulturellen Hintergrund der Aussiedlerinnen entsprechen, so wie es vor allem bei Ewa, in etwas veränderter Form aber auch bei Anna der Fall ist. Ist das eigene Identitätskonzept jedoch monokulturell deutsch angelegt wie bei Maria, so nimmt die Mehrsprachigkeit identitätsbedrohende Züge an, ein positiver und ungehemmter Umgang mit der deutschen Sprache ist erheblich erschwert.

6 Literaturverzeichnis

- Antaki, Charles/Widdicombe, Sue (1998): „Identity as an Achievement and as a Tool“. In: Antaki, Charles/Widdicombe, Sue (Hrsg.): *Identities in Talk*. London. S. 2-14.
- Auer, Peter (1999): „From codeswitching via language mixing to fused lects: Toward a dynamic typology of bilingual speech“. In: *International Journal of Bilingualism* 3. S. 309-332.
- Bade, Klaus J./Oltmer, Jochen (1999): „Einführung: Aussiedlerzuwanderung und Aussiedlerintegration. Historische Entwicklung und aktuelle Probleme“. In: Bade, Klaus J./Oltmer, Jochen (Hrsg.): *Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa*. Osnabrück. S. 9-39. (= Schriften des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück; 8).
- Bailey, Benjamin (2007): „Multilingual forms of talk and identity work“. In: Auer, Peter/Wei, Li (Hrsg.): *Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication*. Berlin. S. 341-369. (= Handbooks of applied linguistics; 5).
- Bamberg, Michael (1997): „Positioning between structure and performance“. In: *Journal of Narrative and Life History* 7. S. 335-342.
- Bamberg, Michael (2005): „Agency“. In: Herman, David u. a. (Hrsg.): *Routledge Encyclopedia of Narrative Theory*. London. S. 9-10.
- Bamberg, Michael/De Fina, Anna/Schiffirin, Deborah (2007): „Introduction to the volume“. In: Bamberg, Michael u. a. (Hrsg.): *Selves and identities in narrative and discourse*. Amsterdam. S. 1-8. (= Studies in narrative; 9).
- Bechhofer, Frank/McCrone, Richard Kiely/Steward, Robert (1999): „Constructing National Identity: Arts and Landed Elites in Scotland“. In: *Sociology* 33 (3). S. 515-534.
- Berger, Peter L. (1994): *Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit*. Frankfurt.
- Berlinska, Danuta (2002): „Identität und nationale Identifikation der Schlesier in der Region Oppeln nach 1989“. In: Struve, Kai/Ther, Philipp (Hrsg.): *Die Grenzen der Nationen. Identitätenwandel in Oberschlesien in der Neuzeit*. Marburg. S. 275-310.
- Bredel, Ursula (1999): *Erzählen im Umbruch. Studien zur narrativen Verarbeitung der 'Wende' 1989*. Tübingen. (= Stauffenburg Linguistik; 17).
- Brockmeier, Jens (2000): „Autobiographical Time“. In: *Narrative Inquiry* 10 (1). S. 51-73.
- Bundesministerium der Justiz (Hrsg.): „Artikel 6: Volkszugehörigkeit“. In: *Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge*. Verfügbar unter: http://www.bundesrecht.juris.de/bvfg/_6.html. Zugriff: 15.04.2008.
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): *Aussiedlermigration in Deutschland*. Verfügbar unter: http://www.bpb.de/themen/L2K6XA,1,0,Aussiedlermigration_in_Deutschland.html#art1. Zugriff: 15.04.2008.
- Clyne, Michael (2000): „Multilingualism“. In: Coulmas, Florian (Hrsg.): *The Handbook of Sociolinguistics*. Oxford. S. 301-314. (= Blackwell Handbooks in Linguistics; 4).
- Czyżewski, Marek u. a. (1995): „Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Theoretische und methodologische Aspekte“. In: Czyżewski, Marek u. a. (Hrsg.): *Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa*. Opladen. S. 11-81.
- Davies, Bronwyn/Harré, Rom (1990): „Positioning: The Discursive Production of Selves“. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 20. S. 43-63.
- De Fina, Anna/Schiffirin, Deborah/Bamberg, Michael (2006a): „Introduction“. In: De Fina, Anna u. a. (Hrsg.): *Discourse and Identity*. Cambridge. S. 1-23. (= Studies in interactional sociolinguistics; 23).

- De Fina, Anna/Schiffrin, Deborah/Bamberg, Michael (2006b): „Part IV: Editors Introduction“. In: De Fina, Anna u. a. (Hrsg.): *Discourse and Identity*. Cambridge. S. 345-350. (= Studies in interactional sociolinguistics; 23).
- De Fina, Anna (2006): „Group Identity, narrative and self-representations“. In: De Fina, Anna u. a. (Hrsg.): *Discourse and Identity*. Cambridge. S. 351-375. (= Studies in interactional sociolinguistics; 23).
- De-Florio-Hansen, Inez/Hu, Adelheid (2007): „Einführung: Identität und Mehrsprachigkeit in Zeiten der Internationalisierung und Globalisierung“. In: De Florio-Hansen, Inez/Hu, Adelheid (Hrsg.): *Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. 2.*, unveränderte Auflage. Tübingen. S. VII-XVI. (= Stauffenburg Linguistik; 32).
- Dewaele, Jean-Marc (2007): „Becoming bi- or multi-lingual later in life“. In: Auer, Peter/Wei, Li (Hrsg.): *Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication*. Berlin. S. 101-130. (= Handbooks of applied linguistics; 5).
- Ehlich, Konrad (1996): „Migration“. In: Goebel, Hans/Nelde, Peter H./Zdeněk, Starý/Wölck, Wolfgang (Hrsg.): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Halbband. Berlin. S. 180-193. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 12.2).
- Erfurt, Jürgen (2003): „Multisprech: Migration und Hybridisierung und ihre Folgen für die Sprachwissenschaft“. In: Erfurt, Jürgen (Hrsg.): *Multisprech: Hybridität, Variation, Identität*. Oldenburg. S. 5-33. (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie; 65).
- Erikson, Erik H. (1970): *Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel*. Stuttgart.
- Erikson, Erik H. (1964): *Insight and responsibility. Lectures on the ethical implications of psychoanalytic insight*. New York.
- Fehler, Reinhard (2001): „Emotionalität im Gespräch“. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hrsg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband. Berlin. S. 1425-1438. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 16.2).
- Fehler, Reinhard u. a. (2004): *Eigenschaften gesprochener Sprache*. Tübingen. (= Studien zur deutschen Sprache; 30).
- Gugenberger, Eva (2003): „Einflussfaktoren auf Migrantensprachen“. In: Erfurt, Jürgen u. a. (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit und Migration*. Frankfurt. S. 37-62.
- Hausendorf, Heiko (1993): *Das Eigene und das Fremde. Soziale Kategorisierung unter Anwesenden*. Bielefeld. (= Preprintliste/Universität Bielefeld, Zentrum für Interdisziplinäre Forschung, Forschungsgruppe Nationale Selbst- und Fremdbilder in Osteuropäischen Staaten - Manifestationen im Diskurs; 5).
- Heller, Monika (1987): „Language and Identity“. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Erster Halbband. Berlin. S. 781-784. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1).
- Hinnenkamp, Volker/Meng, Katharina (2005): „Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis: Einleitung“. In: Hinnenkamp, Volker/Meng, Katharina (Hrsg.): *Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis*. Tübingen. S. 7-15. (= Studien zur deutschen Sprache; 32).
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1970): *Migration. Ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung*. Stuttgart.
- Jessner, Ulrike (2007): „Das multilinguale Selbst: Perspektiven der Veränderung“. In: De Florio-Hansen, Inez/Hu, Adelheid (Hrsg.): *Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. 2.*, unveränderte Auflage. Tübingen. S. 25-37. (= Stauffenburg Linguistik; 32).
- Keim, Inken (1997): „Eine Biographie im deutsch-polnischen Kontext: Marginalität, kulturelle Uneindeutigkeit und Verfahren der Tabuisierung“. In: Schmitt, Reinhold u. a. (Hrsg.):

- Polen und Deutsche im Gespräch*. Tübingen. S. 253-303. (= Studien zur deutschen Sprache; 8).
- Keim, Inken (2007): *Die 'türkischen Powergirls'. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim*. Tübingen. (= Studien zur deutschen Sprache; 39).
- Keupp, Heiner u. a. (2002): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. 2. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Kloss, Heinz (1987): „Nation“. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Erster Halbband. Berlin. S. 102-108. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1).
- Korobov, Neill (2001): „Reconciling Theory with Method: From Conversation Analysis and Critical Discourse Analysis to Positioning Analysis“. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* [Online Journal] 2 (3). Verfügbar unter: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-01/3-01korobov-e.htm>. [Zugriff: 17.4.2008].
- Kotthoff, Helga (1998): *Spaß verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor*. Tübingen. (= Reihe germanistische Linguistik; 196).
- Krappmann, Lothar (1987): „Identität“. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Erster Halbband. Berlin. S. 132-139. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1).
- Krefeld, Thomas (2004): *Einführung in die Migrationslinguistik. Von der 'Germania italiana' in die 'Romania multipla'*. Tübingen.
- Kresic, Marijana (2006): *Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst*. München.
- Labov, William/Waletzky, Joshua (1973): „Erzählanalyse. Mündliche Versionen persönlicher Erfahrungen“. In: Ihwe, Jens (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik* Bd. 2. Frankfurt am Main. S. 78-126.
- Lehmann, Albrecht (1983): *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen*. Hamburg.
- Le Page, Robert B./Tabouret-Keller, Andrée (1985) : *Acts of Identity*. Cambridge.
- Liedke, Martina (2007): „Eindruck und Diskurs. Zur auditiven Wahrnehmung von Sprecheridentität bei Fremdsprachigkeit“. In: De Florio-Hansen, Inez/Hu, Adelheid (Hrsg.): *Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen*. 2., unveränderte Auflage. Tübingen. S. 85-105. (= Stauffenburg Linguistik; 32).
- Lucius-Hoehne, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2002): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen.
- Luckmann, Thomas (1979): „Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz“. In: Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hrsg.): *Identität*. München. S. 293-313.
- Lüdi, Georges (1996a): „Mehrsprachigkeit“. In: Goebel, Hans/Nelde, Peter H./Zdeněk, Starý/Wölck, Wolfgang (Hrsg.): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Halbband. Berlin. S. 233-245. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 12.2).
- Lüdi, Georges (1996b): „Migration und Mehrsprachigkeit“. In: Goebel, Hans/Nelde, Peter H./Zdeněk, Starý/Wölck, Wolfgang (Hrsg.): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Halbband. Berlin. S. 320-327. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 12.2).
- Lüdi, Georges/Py, Bernard (1984): *Zweisprachig durch Migration. Einführung in die Erforschung der Mehrsprachigkeit am Beispiel zweier Zuwanderergruppen in Neuenburg (Schweiz)*. Tübingen. (= Romanistische Arbeitshefte; 24).
- Lüdi, Georges (2007): „Mehrsprachige Repertoires und plurielle Identität von Migranten: Chancen und Probleme“. In: De Florio-Hansen, Inez/Hu, Adelheid (Hrsg.): *Plurilingualität*

- und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. 2., unveränderte Auflage. Tübingen. S. 39-58. (= Stauffenburg Linguistik; 32).
- Mead, George Herbert (1934): *Mind, Self, and Society. From the standpoint of a social Behaviorist*. Chicago.
- Meister, Dorothee M. (1997): *Zwischenwelten der Migration. Biographische Übergänge jugendlicher Aussiedler aus Polen*. München.
- Meng, Katharina/Protassova, Ekaterina (2003): „Deutsche, Russlanddeutsche, Russe-Deutsche, rusaki – Selbstbezeichnungen und Selbstverständnisse nach der Aussiedlung.“ In: Erfurt, Jürgen (Hrsg.): *'Multisprech': Hybridität, Variation, Identität*. Oldenburg. S. 173-202. (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie; 65).
- Midell, Katharina/Midell, Matthias (1998): „Migration als Forschungsfeld“. In: *Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik*. Heft 9. Leipzig. S. 6-23.
- Müller, Wolfgang (Hrsg.) (1972): *Duden. Sinn- und Sachverwandte Wörter und Wendungen*. Mannheim. (= Duden Bd. 8).
- Oksaar, Els (2001): „Mehrsprachigkeit, Multikulturalismus, Identität und Integration“. In: Nelde, Peter H./Rindler-Schjerve, Rosita (Hrsg.): *Minderheiten und Sprachpolitik*. St. Augustin. S. 21-35. (= Plurilingua; 22).
- Oppenrieder, Wilhelm/Thurmair, Maria (2003): „Sprachidentität im Kontext von Mehrsprachigkeit“. In: Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hrsg.): *Sprachidentität – Identität durch Sprache*. Tübingen. S. 39-60. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik; 465).
- Quasthoff, Uta (1987): „Linguistic Prejudice/Stereotypes“. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Erster Halbband. Berlin. S. 785-799. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1).
- Rehbein, Jochen (1980): „Sequentielles Erzählen – Erzählstrukturen von Immigranten bei Sozialberatungen in England“. In: Ehlich, Konrad (Hrsg.): *Erzählen im Alltag*. Frankfurt. S. 64-108.
- Rehbein, Jochen (1982): „Biographisches Erzählen“. In: Lämmert, Eberhard (Hrsg.): *Erzählforschung. Ein Symposium*. Stuttgart. S. 51-73. (= Germanistische Symposien-Berichtsbände; 4).
- Rexheuser, R. (1991): „Zur Geschichte von Minderheiten und Minderheitenpolitik in Osteuropa“. In: Baumeister, Hans-Peter (Hrsg.): *Integration von Aussiedlern*. Weinheim. S. 131-144.
- Reitemeier, Ulrich (2006): *Aussiedler treffen auf Einheimische. Paradoxien der interaktiven Identitätsarbeit und Vorenthaltung der Marginalitätszuschreibung in Situationen zwischen Aussiedlern und Binnendeutschen*. Tübingen. (= Studien zur deutschen Sprache; 34).
- Sacks, Harvey (1996): *Lectures on Conversation*. Oxford.
- Schütze, Fritz (1977): *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien*. Bielefeld.
- Schütze, Fritz (1982): „Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit“. In: Lämmert, Eberhard (Hrsg.): *Erzählforschung. Ein Symposium*. Stuttgart. S. 568-590. (= Germanistische Symposien-Berichtsbände; 4).
- Spreckels, Janet/Kotthoff, Helga (2007): „Communicating Identity in Intercultural Communication“. In: Kotthoff, Helga/Spencer-Oatey, Helen (Hrsg.): *Handbook of Intercultural Communication*. Berlin. S. 415-439. (= Handbooks of applied linguistics; 7).
- Stölting-Richert, Wilfried (1988): „Migration und Sprache“. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 2. Band. Berlin. S. 1564-1574. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.2).
- Tabouret-Keller, Andrée (2000): „Language and identity“. In: Coulmas, Florian (Hrsg.): *The Handbook of Sociolinguistics*. Oxford. S. 301-314. (= Blackwell Handbooks in Linguistics; 4).
- Tajfel, Henri (1982): *Social identity and intergroup relations*. Cambridge.

- Ther, Philipp (2002): „Schlesisch, deutsch oder polnisch? Identitätenwandel in Oberschlesien 1921-1956“. In: Struve, Kai/Ther, Philipp (Hrsg.): *Die Grenzen der Nationen. Identitätenwandel in Oberschlesien in der Neuzeit*. Marburg. S. 169-202.
- Ther, Philipp, Struve, Kai (2002): „Einleitung“. In: Struve, Kai/Ther, Philipp (Hrsg.): *Die Grenzen der Nationen. Identitätenwandel in Oberschlesien in der Neuzeit*. Marburg. S. 1-16.
- Treichel, Bärbel (2004): „Suffering From One's Own Multilingualism. Biographical Processes of Suffering and their Linguistic Expression in Narrative Interviews with Welsh Speakers of Welsh and English“. In: Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Bern. S. 47-74. (= Transversales; 9).